

Joseph Cassara

DAS HAUS
DER
UNFASSBAR
SCHÖNEN

Roman

Aus dem Englischen
von Stephan Kleiner

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2019

Titel der Originalausgabe: *The House of Impossible Beauties*
© 2018 Joseph Cassara

All rights reserved

Aus dem Englischen von Stephan Kleiner

© 2019, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Nurten Zeren, nach dem Originalumschlag von Sara Wood für Ecco

Umschlagmotiv: © Florence Tétier and Nicolas Coulomb

Autorenfoto: © Amanda Kallis

Gesetzt aus der Albertina und der ITC Serif Gothic

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05169-8

MUTTERSCHAFT

(1976–1981)

ANGEL
1980

Girrl–

Noch vor Dorian und vor Hector war da 1980 – das Jahr, in dem sich alles zu ändern begann. Aus dem Radio pumpte Diana Ross, Angel war sechzehn Jahre jung und fühlte sich wie auf den Kopf gestellt und von innen nach außen gestülpt, Mannomann, alles drehte und drehte sich. Wenn die Siebziger das Jahrzehnt von Disco gewesen waren, was würden dann die Achtziger sein? Der Beginn einer neuen Ära? Das Jahrzehnt der Pailletten? Es wurde Zeit, dass aus *dem* Angel *die* Angel wurde – selbst wenn sie das nur in den tiefsten Schichten ihrer Seele fühlte, wusste sie, es war da, unter der Haut und den Knochen, dünn wie ein Stück Silberfolie.

Es war nicht so, dass sie sich in ihrem Jungkörper gefangen gefühlt hätte. Sie fühlte sich frei wie eine paloma, die an einem schwülen Sommerabend die Sozialbauten von Da Boogie Down umkreist. Wie gut es sich anfühlte, »sie« zu sagen! – Denn es ging ihr weniger darum, eine Frau zu *sein*, als darum, das Frausein *auszustrahlen*. Waren ihre Mutter und ihr Bruder Miguel unterwegs, um die wöchentlichen Besorgungen zu machen, zog Angel sich daher die Jeans aus und rasierte sich die Beine. Sie stand nackt vor Mamis Schminktisch. Sie bog ihr Ding weg – klebte es mit einem Stück Klebeband oben fest – und verschränkte die Beine zu einem X.

Ihre Haut war so weich, ihr Körper so schlank. Aber da war noch ihr Gesicht. Sie wusste, dass niemand es hübsch fand, pero vielleicht konnte sie es mit Make-up überdecken, wenn sie älter war. Sie könnte falsche Wimpern tragen, sich die Augenbrauen zupfen und die Lippen mit Konturstift nachziehen, sodass sie dicker wirkten. Jahre später würde sie an diese Nächte zurückdenken und sich fragen, was im Himmel sie sich dabei gedacht hatte, sich so geschmacklos aufzudonnern. Pero im Moment fühlte es sich alles richtig an, und sie kam sich – zum ersten Mal an diesem Tag – schön vor.

Sie zog das zerknickte Foto von Bette Davis hervor, das sie in ihrem Naturkundebuch versteckte. Sie liebte Bette Davis für ihre Aufsässigkeit. In Sommernächten schlich sie sich aus dem Haus, um die Mitternachtsvorführungen von Bettés Filmen in den Multiplexkinos im Village und in Chelsea anzusehen. Sie liebte das Drama. Sie hatte angefangen zu rauchen, weil es bei Bette so elegant aussah. Und irgendwann war sie süchtig nach den Scheißdingern geworden.

Miguel, der nur zwei Jahre jünger als Angel war, hatte einen Vorrat von Newports unter seinem Bett versteckt, und sie nahm sich eine und sah in der silbernen reflejo des Spiegels, wie sich der Rauch aus ihrem Mund kringelte. Sie ging zur Badewanne und rauchte zu Ende, während sie sich im Wasser räkelte.

Als die Zigarette aufgeraucht war, tunkte sie den Stummel ins Wasser, stieg aus der Wanne und trocknete sich ab. Sie hatte immer Angst, Mami und Miguel könnten früher als erwartet heimkommen. (Ay, Dios mío, der Supermarkt hatte zu, würde Mami sagen, und ich habe mein Portemonnaie auf der Arbeitsplatte liegen lassen, und wie zur Hölle siehst du überhaupt aus?) Was würde Angel dann sagen? Auf frischer Tat, mit frisch rasierten Beinen ertappt, im Kimono ihrer Mutter, der so lang war, dass sie darin wie ein Baum aus wallender Seide aussah.

In ihrer Vorstellung würde es ungefähr so weitergehen: Mami würde weinen, mit dem Besen nach ihr schlagen, das apostolische Glaubensbekenntnis schreien und ihr drohen, die Santera-Frau zu

holen, damit sie Angel mit Hühnerblut und wohltuenden Baumölen reinigte oder irgend so eine mierda. Miguel würde zugucken, zu stoned, um etwas zu sagen. Und während diese Albtraumfantasie in Angels Kopf ablief, übte sie den Text von *Was geschah wirklich mit Baby Jane?* vor dem Spiegel:

- Du könntest mir nicht diese furchtbaren Dinge antun, wenn ich nicht noch in diesem Körper wäre.
- Aber du *bist* darin, Angel! [Zum Spiegel gewandt, mit einem Finger auf ihr Spiegelbild deutend, während das Badewasser vom Abfluss verschlungen wird] Du *bist* nun einmal darin!

* * *

Sie begegnete Jaime, als sie eines Tages durch die St. Mark's segelte, auf der Suche nach einem Outfit, das knallte. Jaime stand hinter dem Tresen, wirkte dabei aber so was von gelangweilt – einer von den Typen, die offenbar aufgrund ihres guten Aussehens in die Modewelt hineingestolpert waren. Aber es war seine gelangweilte Miene, die ihn so wahnsinnig süß aussehen ließ, als wäre sie ein Accessoire, das er bewusst einsetzte. Er trug eine schmal geschnittene helle Jeansjacke und eine schwarze Hose, so eng, dass Angel einen Blick auf die Ausbeulung erhaschte.

Pero Jaime guckte sie mit dem Arsch nicht an. Er verkaufte ihr bloß mit demselben leeren, gelangweilten Gesichtsausdruck den Glitter-Nagellack, den sie wollte. Als sie zur Tür ging, spürte sie, wie er ihr folgte. Sie überlegte, was sie machen sollte: im Vorbeigehen nach dem Preis einer schwarzen Lederhose fragen (sie war zu dünn, um hineinzupassen) oder den Nagellack auf den Boden fallen lassen (und riskieren, dass die verdammte Flasche zerbrach) oder sich einfach umdrehen und sagen: Was für ein Wetter heute, hm? Aber Girl, sie hatte einen *Knoten* in den Eingeweiden, und außerdem war das Wetter völlig normal, also machte und sagte sie nada. Und das war auch gut so, denn der Homeboy wollte einfach nur eine rauchen, nicht mehr, nicht weniger.

Er stahl sich immer wieder in Angels Tagträume. In diesen Fan-

tasien waren Angel und Jaime jedes Mal an einem anderen Ort. Einmal sind sie auf einem Dancefloor, und keiner steht zwischen ihnen. Blondie dröhnt aus den Lautsprechern. Sie kann die Musik zwar nicht hören, aber sie kann sie fühlen und weiß, es ist so. Ein anderes Mal stehen sie im Botanischen Garten vor ein paar Blumen, deren Namen sie sich noch nie merken konnte. Wieder ein anderes Mal stehen sie in der Grand Central Station am U-Bahn-Steig und sehen zu, wie eine Touristin wegen einer Ratte zu schreien anfängt. Und jedes Mal passiert das Gleiche: nämlich nichts. Nichts passiert: Sie halten Blickkontakt, die Art Blickkontakt, die sich anfühlt, als würde sie ihren Körper mit Wärme fluten, aber Angel weiß nicht, was sie sagen soll. Sie schauen sich immer weiter in die Augen, und Angel weiß, sie muss *irgendwas* sagen, um die Stille zu füllen, und weil es ein Tagtraum ist, kann sie fast spüren, wie die Worte an ihren Fingerspitzen baumeln, aber sie schaffen es nicht bis zu ihrer Zungenspitze und aus ihrem Mund heraus.

Nichts veränderte sich in diesen Fantasien, alles blieb beim Alten, Tag für Tag, Nacht für Nacht, bis auf ihre Kleidung. Mal waren es ein enger silberner Lamé-Einteiler oder Leder-Chaps (als sie aus diesem Traum erwachte, brach ihr der kalte Schweiß aus!), ein anderes Mal schlicht ein knappes schwarzes Kleid oder ein Paar Jeans. Sie wollte ihm sagen, dass sie ihn süß fand, dass ihr Körper nach seinem verlangte, aber sie brachte kein Wort heraus, und dann zwang sie sich zum Aufwachen.

Einen Monat später entschied sie, dass sie wieder in den Laden gehen musste, um auf den Tisch zu hauen. Und mit auf den Tisch hauen meinte sie nichts Gewalttätiges oder Abgedrehtes. Mit auf den Tisch hauen meinte sie, ihn nach seiner Nummer zu fragen. Aber als sie ankam, stand er nicht an der Kasse. Stattdessen war da eine chica, blass wie Kunstperlen. Sie trug schwarzen Lippenstift, eine schwarze Hose, schwarzen Eyeliner. Angel sah zu, wie sie sich an den Tresen lehnte und Angels Blick erwiderte, wohl um abzuschätzen, ob Angel es wert war, bedient zu werden. Das Mädchen musterte Angel von oben bis unten und wandte sich dann wieder ihren Fingernägeln zu.

»Entschuldigung«, sagte Angel. »Kann ich dich was fragen?«

Das Mädchen hörte nicht auf, seine Fingernägel wüst zu bearbeiten. Angel fragte noch einmal.

»Ich hab dich gehört«, sagte das Mädchen. »Ich hab dich schon beim ersten Mal gehört.«

Angel gefiel weder ihr Ton noch ihre Attitüde. »Und?«, sagt Angel. »Kann ich?«

Das Mädchen warf ihr einen langen Blick zu. »Schätze schon«, sagte das Mädchen und legte die Nagelfeile auf den Tresen wie unter Schmerzen.

Angel erklärte, sie sei vor einem Monat schon einmal da gewesen und habe, na ja, es sei ja egal, was sie gekauft habe, jedenfalls habe sie dieser Typ bedient. Sie erzählte nichts von dem gelangweilten Gesichtsausdruck oder den Zigaretten oder den Träumen, in denen sie ununterbrochenen Blickkontakt mit ihm hatte, bis es unangenehm wurde, und dabei nichts als silbernen Lamé trug. Stattdessen beschrieb sie sein leicht angehobenes Kinn, seine gezupften Augenbrauen und seine Haare, die ein kleines Stück über die Ohren reichten wie bei einem Model, das Angel einmal auf dem Cover des *Christopher-Street*-Magazins gesehen hatte, mit der Bildunterschrift: INTERVIEW MIT DEM BUTCHEST MAN ALIVE.

»Ach, du meinst Jamie?«, sagte das Mädchen. Es verdrehte die Augen, und Angel wollte diese Lider mit ihren Fingernägeln aufstemmen. »Klar suchst du nach Jaime. Hätte ich auch selbst drauf kommen können. Jede kleine Queen südlich der Fourteenth Street sucht nach Jaime.«

»Tja, ich habe Neuigkeiten für dich«, sagte Angel in einem Tonfall, der frecher klang als beabsichtigt. »Sehe ich vielleicht aus wie einer von diesen Hippies aus der Fourteenth Street? Ich bin aus der Boogie Down Bronx. Zieh dir doch mal meinen Style rein.«

Es stimmte, Angel hätte eigentlich keinen anderen Flair verströmen dürfen als den der Bronx, und hätte das Mädchen nicht jedes Mal die Augen bis zum Hinterkopf verdreht, wenn Angel den Mund aufmachte, dann hätte sie Angels niedliches weißes T-Shirt und die Yankees-Kappe gesehen. Angels Style an diesem

Tag strahlte etwas von dem kleinen dünnen puerto-ricanischen Boy aus, dessen Körper Angel beherbergte. Nur in diesen dunklen nächtlichen Augenblicken, wenn sie allein zu Hause war, gab sie sich selbst die Erlaubnis, sich in ihrer weiblichen Schönheit zu ergehen.

Das Mädchen machte eine riesige Kaugummiblase. Eine pinke Kugel vor schwarzer Schminke. Angel sah zu, wie die Blase immer größer wurde und an die Nase des Mädchens stieß. Dann platzte sie. Als das Mädchen das platte Gummi zurück in seinen Mund beförderte, sah Angel den darauf verschmierten schwarzen Lippenstift.

»Puh«, sagte das Mädchen, als handelte es sich um eine Feststellung. »Die Bronx.«

»Ja«, sagte Angel. »Was ist damit?«

»Was für ein Dreckloch.«

* * *

Wie sich herausstellte, machte Jaime gerade Mittagspause. Das hätte Angel sich denken können, und obwohl das Mädchen sie sich eindeutig vom Hals schaffen wollte, blieb Angel und tat, als würde sie die Stapel mit den Klamotten durchgucken, die sowieso viel zu Punkrock waren, als dass sie sie jemals hätte tragen können. Als Jaime mit einem McDonald's-Becher in der Hand zurückkam, schaute das Mädchen auf, ließ eine Kaugummiblase knallen und sagte: »Jaime, Baby, du hast mal wieder Besuch.«

Das Mädchen stempelte aus und ging, ohne sich zu verabschieden. Sie waren allein im Laden, und Angel suchte nach Worten. Schließlich fragte sie nur, was er sich bei McD's geholt hatte.

»Das ist deine Frage an mich?«, sagte Jaime. Er stand am hinteren Ende des Ladens, bei der Umkleidekabine, die eigentlich nichts weiter als eine Wandnische mit einem roten Vorhang als Tür war, und grinste sie von dort aus an. »Ich kenne dich«, sagte er.

Angel war zu nerviosa, um irgendetwas anderes zu fragen oder ihm etwas Schlagfertiges vor den Latz zu knallen, wie sie es

normalerweise tat, wenn jemand so schroff mit ihr umsprang. »Ja«, sagte sie. »Es hat mich halt interessiert.«

Dann standen sie sich genau wie in ihren Träumen gegenüber, jeder allein auf seiner Seite des Ladens, und sahen sich lange schweigend in die Augen. In der Geborgenheit ihres Traumlands konnte sie sich wenigstens zum Aufwachen zwingen, aber weil dieser Moment im wahren Leben stattfand, wusste sie, dass das jetzt nicht ging. Er musterte sie von oben bis unten, und sie fühlte sich nackt unter der Hitze seiner Aufmerksamkeit. »Komm mal her«, sagte er. »Du kannst was für mich tun.«

Ihr Herz raste, während sie zur Umkleidekabine hinüberging. Als sie beide drinnen waren, zog Jamie den Vorhang zu. Angel wollte ihn fragen, was wäre, wenn ein Kunde hereinkäme, aber sie wusste, dass es besser war, den Mund zu halten. Sie waren beide dem Spiegel zugewandt, einem zweieinhalb Meter hohen Untertisch, das in seiner ganzen fingerabdruckverschmierten Pracht an der Wand lehnte. Es gefiel ihr, dass Jaime und das Mädchen sich an dem Tag nicht einmal die Mühe gemacht hatten, das Glas zu putzen, so als wäre es sinnlos, eine Oberfläche zu putzen, die ohnehin wieder betatscht werden würde.

Jaime setzte sich auf den Hocker und sagte ihr, sie solle sich ausziehen. Als sie nackt war, die Brustwarzen steif vor Aufregung, sagte Jaime, er sei gleich wieder da, und rauschte durch den Vorhang. Er kam mit einem engen silbernen Kleid in Größe Wie-klein-ist-das-denn zurück, aber es lag auf Angels Figur wie Plastikfolie auf einem Teller Koteletts: fest, aber elastisch. Als sie hineingeschlüpft war und erst ihr Spiegelbild anstarrte und dann Jaime, der sie im Spiegel anstarrte, hob sie die Arme, wie um loszufliegen. Den Kopf zurückgelehnt, den Mund geöffnet, schloss sie die Augen und lachte. *Frei*, dachte sie, *vollkommen frei*.

Es war die Art von Freiheit, die man verspürte, wenn einen jemand anschaute und endlich sah, was andere nicht hatten sehen können, weil es so lange angestaut gewesen war. Angel war in Jungsklamotten in den Laden gekommen, und da war Jaime gewesen, hatte sie gesehen und Bescheid gewusst. Woher Jaime ge-

wusst hatte, dass Angel einer von den maricóns war, die gern Kleider trugen, wusste Angel nicht.

Als sie sich zu ihm umdrehte, sah sie, wie sein Blick sie verschlang. Sie spürte es – als hinge ein unsichtbarer Haken an ihrem Körper, mit dem sie ihn dichter an sich heranziehen würde, dichter und immer dichter.

»Dreh dich um«, sagte er zu ihr und umfasste ihre Schultern, um ihren Körper wieder zurückzudrehen. »Ich habe was mit dir vor, du Schlampe.«

Sie schaute in den Spiegel, als er ihren Oberkörper gerade genug herunterdrückte, um den Saum des Kleids über ihre Hüfte zu schieben. Er biss ihr in die rechte Arschbacke und schlug ihr auf den Hintern. Es überraschte sie, wie eine Glasscheibe, die auf einer Betonplatte aufschlug. Am Morgen darauf betrachtete sie die Bissspuren im Spiegel und fand, dass sie aussahen, als hätte sich eine klitzekleine Bärenfalle über ihr geschlossen, aber als plötzlich die Glocke der Ladentür klingelte, hörte Jaime auf, ihr auf den Hintern zu klatschen. Er sagte ihr, sie solle sich ruhig verhalten, und dann ließ er sie allein zurück.

* * *

Am Wochenende darauf sagte Jaime, sie solle das silberne Kleid anziehen und zum The Saint kommen, wo er als Türsteher arbeitete. Ein Nebenjob, sagte er, um sich hin und wieder was zu saufen und ein bisschen Angel Dust leisten zu können. Sie tat, was Jaime verlangte. Als sie das Haus verließ, war sie zum ersten Mal außerhalb ihres Schlafzimmers wie eine Frau gekleidet.

Sie nahm ein Glas Vaseline, rieb ihr ganzes Gesicht damit ein und tupfte den Rest auf die Hautpartien, die noch unbedeckt waren, als sie das Kleid anhatte. Dann überschüttete sie sich mit Glitter, als wollte sie heller strahlen als ein Quinceañera-Kleid. Ihr Ziel war, das Element Silber vollständig zu verkörpern, von Kopf bis Fuß, egal ob es auf ihrem Körper strahlte oder auf dem Kleid – sie war Silber.

»Was soll das, Girl, was ist das?«, sagte Jaime, als Angel ankam. Seine Finger schwirrten um sie herum, schnippten da und dort. Sie liebte es, wie sich sein Trizeps bei jeder Armbewegung wölbte. Er war einer von den Männern, die in ihren Klamotten so schlank wirkten, dass selbst die Muskeln eine Überraschung waren.

Hinter ihr stand ein Grüppchen von fünf Muskelgöttern in Jeanskluft mit verschränkten Armen da, bis sie ihre Mitgliedsausweise vorzeigten und Jaime sie hereinwinkte.

»Was denn?«, fragte Angel. »Gefällt's dir nicht?«

»Ach, Honey, ich habe wirklich nichts gegen Glitter«, sagte Jaime. »Aber du hast die Grenze weit überschritten.«

»Was für eine Grenze!« Sie schnippte einmal mit den Fingern und näherte sich dann seinem Gesicht, um flüstern zu können. »Du weißt, dass ich nichts auf irgendwelche Grenzen gebe.«

»Ay, mi Angel«, sagte er. »Was meinst du, was das hier ist – Babys erste Ballettaufführung? Hast du schon mal den Ausdruck ›zu viel des Guten‹ gehört?«

»Nein«, sagte sie und musste aufpassen, nicht vor ihm in Tränen auszubrechen. Sie wusste, Jaime hatte recht. Sie sah aus, als wäre eine Glitterfabrik um sie herum explodiert. »Aber wenn etwas gut ist«, wollte sie wissen, »wie kann es dann zu viel davon geben?«

»Honey«, sagte Jaime. »Hör mal, ist schon gut. Denk einfach nächstes Mal an meine Worte: Glitter soll deinen Look *unterstreichen*, nicht davon *ablenken*.« Er legte die Hand auf Angels culo und schob sie durch die Tür. »Komm nachher zu mir«, sagte er und zwinkerte ihr zu.

The Saint war der reine Wahnsinn. Oberkörperfreie Typen in Lederhosen, Indianerkopfschmuck, kristallverzierte Brustwarzentroddeln, ein wie ein ägyptischer Pharao kostümierter Mann, der sich von nicht einem, sondern gleich zwei Jungs in Kleopatra-Aufmachung einen blasen ließ. (Es waren auch Normalos in Jeans und engen T-Shirts da, aber Angel sprangen die locas ins Auge.) Ein Mann in einem neongelben Tanga kam zu Angel herüber, fasste ihr an den Arsch, lächelte sie an und gab ihr einen Plastikbecher voll sprudelndem Weißwein, auf dem eine Erdbeerscheibe schwamm.

»Geht aufs Haus«, sagte der Kerl und warf ihr einen Kuss zu. »Aber der zweite ist nicht mehr gratis.«

Das Motto, erkannte Angel anhand der Poster, die an die goldenen Theatertüren geklebt waren, lautete HISTORY, Betonung auf his. Schade, dass Jaime ihr nichts von dem Motto erzählt hatte (man bedenke die Möglichkeiten!), wobei sie wohl behaupten könnte, dass Glitter zeitlos war und damit der *Essenz* des Mottos entsprach.

Die Zeit verging nicht in Minuten, sondern in Form von Drinks und den Männern, die sie ihr ausgaben. Dem Long Island von dem Discoboy im grünen Elasthan-Bodysuit, dem Manhattan von dem Daddy im Blazer, der Bloody Mary (ernsthaft? – es war ein Uhr morgens) von dem muskulösen italienischen Typen mit dem Kreuzifix an der Goldkette, mit dem er sich, wie er ihr mitteilte, das Koks direkt aus dem Beutel reinpiff.

Als sie so betrunken war, dass sich alles zu drehen begann, legte sie den Kopf zurück. Die Kuppeldecke war wie ein verdammtes Planetarium gestaltet. Es gab eine Art Lüster mit bunten Lampen, der in einem wilden Durcheinander Sterne an die Kuppel warf. Angel fühlte den Alkohol in ihrem Gehirn kribbeln und mit jedem Herzschlag in ihren Fußspitzen sirren. Sie war sich sicher, dass ihr Kinn taub war.

Sie drehte sich um und hielt nach Jaime Ausschau, aber abgesehen von ihren Outfits sahen die Männer alle so gut wie gleich aus. Sie sah sich weiter um, durchsuchte das Meer aus muskulösen, schweißglitzernden Körpern, und da war er, wirbelte in seinem weißen Unterhemd und den schwarzen Jeans herum. Aber wer zur Hölle war da bei ihm? Jaime tanzte mit einem Boy in einer weißen Toga. Das Gewand wurde an der Schulter von einer Goldbrosche in Form eines Olivenzweigs zusammengehalten. Angel zog den Selleriestrunk heraus, der als Garnitur in dem Plastikbecher gesteckt hatte, und biss herzhaft zu. Sie steckte sich eine Zigarette an und warf die Bloody Mary auf den Dancefloor. Die Flüssigkeit spritzte auf ihre Knöchel.

Mit einer Hand rauchend und mit la otra den Sellerie mamp-

fend, ging sie zu der Schlampe in der weißen Toga, schluckte den Sellerie hinunter und legte Jamie die freie Hand in den Schritt. Und drückte zu. Drückte zu, als wären seine Eier eine Orange und sie machte sonntagmorgendlichen Orangensaft, frisch für die Kirche. »Wer ist das?«, sagte Angel zu Jaime, aber die Togaschlampe kam Jaime zuvor.

»Wer zum Teufel bist du?«, kreischte die Togaschlampe über die Musik hinweg.

»Was?«, schrie Angel zurück. »Wer zum Teufel bist *du*? Du tanzst mit meinem Mann, Girlfriend.«

»Und was willst du dagegen machen?«

Angel überlegte, als Erstes einmal den Olivenzweig abzureißen, sodass die Toga auf den Boden fallen und er nackt dastehen würde. Was fiel ihm ein, ihr mit so einem Ton zu kommen, wo sie doch bloß eine Frage gestellt hatte?

Die Toga legte Angel eine Hand auf die Schulter, um sie beiseitezuschieben, aber sie waren beide zu betrunken für eine körperliche Auseinandersetzung.

»Nimm die Finger weg«, sagte Angel. »Sonst verbrenne ich dich.«

»Ach, du willst mich verbrennen?«, sagte die Toga ungläubig.

Natürlich hatte Angel es nicht in einem übertragenen Sinn gemeint. Sie wollte ihn nicht mit Worten verbrennen oder ihm einen so üblen Shade verpassen, dass ihm die Tränen aus den Augen schmolzen. O nein. Angel würde ein buchstäbliches Brandmal hinterlassen. Ja, sie war betrunken, aber sie war auch gerade dabei, Bösartigkeit zu lernen.

»Ich sage es nicht noch mal«, schleuderte Angel so laut hervor, dass die Musik ihre Worte nicht übertönen konnte. Sie sah Jaime an, der bloß dastand und den beiden zusah. Und damit nahm Angel das glühende Ende ihrer Zigarette und drückte es der Toga in den Arm, an der Innenseite des Ellbogens, wo sich ein Junkie den Schuss setzen würde. Es war die empfindlichste Stelle des Arms.

»Du verdammtes Miststück«, sagte die Toga voller unterdrückter Wut. »Scheiße, du hast mich verbrannt.«

»Das scheint dich zu überraschen«, sagte Angel.

»Okay, Bitch«, schrie er. »Du kannst seinen kleinen Drecksarsch behalten.« Er schnippte ihr zweimal ins Gesicht, wirbelte herum und ging davon.

»Wow«, sagte Jaime. »Hätte nicht gedacht, dass du so drauf bist.«

»Von wegen«, sagte sie. »Und zieh bloß nicht noch mal so eine Scheiße mit mir ab. Ich will nicht sehen, wie du hier mit anderen rummachst.«

Er zog sie an sich heran und rieb seinen harten Schwanz an ihrem Bein. »Dein Temperament macht mich an.«

Ach, Jaime.

Jaime, dessen Augen die Pyramiden zum Schmelzen gebracht hätten. Jamie, dessen schlanker, muskulöser Körper so perfekt in eine Lederjacke passte, als wäre er der puerto-ricanische James Dean. Jaime, das Model auf dem Plakat von The Saint – sein Kopf zurückgeworfen wie beim Orgasmus, während gemalte Regenbogenstrahlen an ihm heraufschossen. Sie legte ihm die andere Hand um den Rücken und auf das Schulterblatt und zog ihn zu sich heran, und auch wenn sie wusste, dass er ein malcriado war, ein sinvergüenza, ein puto, der nichts Gutes im Schilde führte, war es ihr egal, denn während das Koks und die Drinks und die Lichter in ihr strudelten, presste sie ihren Körper an seinen und versuchte, wortlos alles zum Ausdruck zu bringen, was sie begehrte.

* * *

Wenn Sex eine Sprache war, dann kannte Jaime all ihre Buchstaben, all ihre Wörter. Die nächsten drei Monate verbrachte sie abwechselnd in Jaimes Bett und der Klauenfußwanne mitten in seiner Küche. Er machte ihr huevos estrellados, während sie im Schaumbad eine Zigarette nach der anderen rauchte und sagte: »Ich würde Sie ja küssen, aber ich habe mir gerade die Haare gewaschen.«

Sie saugte seine Sexualität in sich auf. Es bedurfte nur einer Hand auf der Innenseite ihres Oberschenkels oder eines Schlafzimmersblicks über die Bar hinweg im richtigen Moment, und sie gehörte ihm. Und es war gut so. Er zeigte ihr, wie man ein Poppersfläsch-

chen mit einer Hand aufschraubte. Er drückte ihren anderen Arm auf ihren Rücken, während er sie fickte. Sie inhalierte die Poppers, bis sie merkte, wie ihr das Blut ins Gesicht stieg, und flehte ihn an, es ihr fester oder tiefer zu besorgen.

Eines Tages Ende Mai zwitscherten die Vögel, die in Jaimes Klimaanlage lebten. Es klang, als wären sie gefangen und schrien nach Hilfe. Angel beschlich das Gefühl, dass Jaime kein sehr guter Fang war. Er war eingebildet, rücksichtslos und unordentlich. Aber so einfach war es natürlich nicht, denn sie merkte, dass Jaime sich in sie verliebte – der Sex hatte sich von So-heftig-dass-sie-einen-Tag-lang-nicht-sitzen-konnte zu Blümchensex abgemildert. Es war nicht so, dass sie das gestört hätte, aber sie begegnete jeder Spur von Sanftheit mit Argwohn. Denn was außer Sex, dachte sie, sollte er schon von ihr wollen? Sie konnte sich einfach nicht vorstellen, dass irgendjemand mehr von ihr wollen könnte.

Sie lag neben ihm und fragte sich, wann er aufwachen würde, damit sie endlich ficken könnten und sie nach Hause gehen könnte. Sie fragte sich, wie viele Nebenjungs er hatte. Falls er welche hatte.

Es war drei Jahre her, dass Angel sich zum ersten Mal verliebt hatte. Sein Name war Kevin gewesen, und er hatte im selben Haus wie Angel gewohnt, bis er ein Fußballstipendium an der University of California erhalten hatte – als einer der wenigen Jungen im Haus, der das Glück hatte, eine Uni in einem anderen Bundesstaat besuchen beziehungsweise überhaupt zur Uni gehen zu können. Angel war damals dreizehn gewesen. Kevin war knapp achtzehn, seine Beinmuskeln waren härter als unreife Avocados, und er war so hetero, dass es wehtat. Das hinderte ihn allerdings nicht daran, Angel jedes zweite Wochenende, wenn seine Eltern nicht in der Stadt waren, in seine Wohnung einzuladen. Er schüttete den Rum aus der Zwei-Liter-Plastikflasche und mixte ihn mit allem, was in Reichweite war – jugo de naranja, Sprite, dieser Kokoslimo, die so süß war, dass sie Angel am Gaumen brannte.

Er fickte sie langsam, weil er nicht zu schnell kommen wollte. Er behandelte sie sanft, aber er ließ die Augen geschlossen. Als er

sie umdrehte, legte sie ihm die Hände auf die Wangen und sagte:
»Willst du mich nicht sehen?«

»Pst«, machte er.

Als er kam, sagte er zu Angel, sie solle ihm so fest in die Brustwarze beißen, dass er es spürte, aber nicht so fest, dass es blutete. Er drückte ihren Hinterkopf gegen seine Brust und sagte: »Ich liebe dich, Ana. Du darfst mich nie verlassen.«

Und wer zur Hölle war Ana? Angel hatte keine Ahnung, aber sie spielte mit, weil das einfacher war, als das Thema anzusprechen. Angels größte Angst war, Ana könnte irgendein Mädchen von der Highschool sein, das ihn verlassen hatte. Diese loca – wer könnte jemals einen Jungen wie ihn verlassen? Also dachte Angel, sie könnte Ana sein, wenn Kevin es so wollte. Wenn Kevin Angel mit dem Gesicht nach unten ficken wollte, sodass ihr Ding nicht zu sehen war, wenn Kevin beim Orgasmus die Augen schließen und von einem blonden Mädchen mit langem, wallendem Haar träumen wollte und Fingernägeln, die ihm den Rücken zerkratzen konnten, dann wollte Kevin es eben so.

Als Kevin fortging, versprach er, ihr zu schreiben, versprach er, sie anzurufen, aber dann nada. Es blieb stiller als eine Fliege im Scheißweltraum. Sie schwor, sich nie wieder zu öffnen. Sie rauchte eine Zigarette, starrte im Spiegel auf ihren Körper und fragte sich, warum sie Kevin nicht genügte. Sie legte den Kopf schief wie Bette und sagte zu ihrem Spiegelbild: »Bisher bin ich noch nicht für ein paar Cocktails zu haben. Vielleicht 'ne Saison später.«

Jaime schlief noch, und sein Arm lag auf ihr und hielt sie an seinen Körper gedrückt. Sie wand sich darunter hervor und ging in die Küche. Sie nahm zwei Eier aus dem Kühlschrank und setzte einen Topf Wasser auf. Sie hatte vor zu warten, bis sie ganz hart gekocht waren. Sie würde frühstücken, und dann würde sie zur Tür hinausgehen und nie mehr wiederkommen.

Er schnarchte so laut, dass es bis zu ihr drang, so als würde ihn jemand im Schlaf erdrosseln und er müsste nach Luft ringen. Wenn sie mit ihm im Bett lag, störte es sie nie (wenn sie schlief, dann schlief sie), aber es so zu hören, das war etwas anderes.

Als die Eier fertig waren, schreckte sie sie unter kaltem Wasser ab und schälte sie. Sie schob sie sich in den Mund, sah sich in der Wohnung um und dachte: *Was für ein Dreckloch.*

Sie schlüpfte in ihre High Heels und ging aus der Tür, um zum ersten Mal der Sonne in Frauenkleidern zu begegnen. *Jetzt* war sie eine Frau, dachte sie, während sie aus der Tür trat und auf der Suche nach dem nächsten Bus in Richtung Uptown die Avenue A hinaufging. Jetzt war sie eine Frau, denn jetzt hatte sie den Mut gefunden, zum ersten Mal in ihrem Leben durch diese Tür zu gehen.

* * *

Vor ihrem Haus angekommen, rief sie von einem Münztelefon aus in der Wohnung an, und Miguel hob ab. Sie sagte, er solle hinaus auf den Flur kommen, direkt zum Aufzug, und als sie sich schließlich gegenüberstanden, sah er sie mit einem Blick an, der *Ach du Scheiße* sagte.

Angel trug immer noch das silberne Kleid von letzter Nacht. Ihre Haare waren zerwühlt vom Sex, und wahrscheinlich roch sie noch nach Jaime – nach der Mischung aus Whiskey, Camels und Lavendelweihrauch, die seine Wohnung vernebelte.

»Scheiße«, sagte Miguel, »bist du so hergelaufen?«

»Was glaubst du denn?«, sagte Angel. »Na klar.«

»Du hast Schwein gehabt, dass du nicht auf die Schnauze bekommen hast.«

»Was meinst du, was Mami sagen wird?«

»Scheiße, pues no sé«, sagte Miguel. »Verdammt, Angel. Die bringen dich noch mal um. Was *denkst* du dir eigentlich dabei?«

»Noch bin ich am Leben«, sagte Angel, »also weiß ich nicht so recht, was ich dir dazu sagen soll.«

»Noch? Was glaubst du – sie hat getrunken, wie immer«, sagte Miguel und hob die Hand, als würde er eine Flasche leeren, den Kopf in den Nacken gelegt.

Als sie die Wohnung betraten, gab Angel sich Mühe, den Kopf erhoben zu halten, als wäre sie eine Miss-Universe-Kandidatin, zu

stolz, um vor dem Publikum zu weinen. *Spar dir die Tränen auf, bis die Türen geschlossen sind*, dachte sie, *spar sie dir auf*.

»Ma«, sagte Miguel, »flipp jetzt nicht aus, okay?«

Und dann standen sie einfach da, wo der kleine Flur auf die noch kleinere Küche traf, in der ihre Mutter die tostones und das kleine Tellerchen mit Olivenöl und zerdrückten Knoblauchzehen anrichtete. Angel beobachtete sie dabei, wie sie das silberne Kleid, die High Heels, das verworrene Haarnest auf ihrem Kopf ansah. Mami verzog das Gesicht. »Ay, m'ijo«, sagte sie. »Da warst du also? Zieh dir sofort deine richtigen Sachen an. Ich kaufe dir für teures Geld Jeans und Hemden, und du läufst rum wie eine puta?«

Mami stellte das Glas so sanft auf der Arbeitsplatte ab, dass Angel sah, wie die Eiswürfel darin hin und her schaukelten, aber nicht hören konnte, wie sie gegeneinanderschlugen.

Angel bereute jede einzelne Entscheidung, die sie innerhalb der letzten Stunde getroffen hatte. Sie wünschte, sie hätte die Zeit zurückdrehen, wieder ins Bett kriechen und bei Jaime bleiben können. Sie hatte keine Ahnung, was ihr durch den Kopf gegangen war, wie sie auf den blödsinnigen Gedanken gekommen war, so nach draußen gehen zu können, angezogen wie eine Hure. Und natürlich war Mami betrunken. Angel hätte sich dafür ohrfeigen können, so selbstüchtig gedacht zu haben – geglaubt zu haben, nur weil sie beschlossen hatte, als Frau durch die Straßen zu gehen, wäre Mami bereit, ihre Entscheidung auf der Stelle zu akzeptieren.

»Du siehst aus wie eine billige Straßennutte«, sagte Mami. In einem so ruhigen Tonfall, als würde sie aus der Fernsehzeitung vorlesen.

Angel ging ins Schlafzimmer, um sich umzuziehen. Er zog T-Shirt und Jogginghose an und betrachtete den Jungen im Spiegel. Das Wort *Nutte* durchfuhr ihn. Vielleicht hatte Mami recht. Vielleicht sah er wirklich wie eine Nutte aus.

Sein Blick fiel auf das silberne Kleid, das wie eine Pfütze aus Stoff auf dem Boden lag, und er begann zu weinen. Er sah sich wieder im Spiegel an – sein Gesicht, das zu hässlich war, um ohne Glitter und Make-up jemals schön aussehen zu können, die Beine, die zu dünn

waren, um männlich zu sein, die Haare, die länger wurden, aber nie so lang und üppig sein würden wie bei einem blonden Bikini-Model. Er starrte auf sein Spiegelbild und sah einen Jungen – einen dünnen kleinen Jungen in Jogginghose und schmutzigem T-Shirt. Er sah einen Jungen, der jetzt seine richtigen Sachen trug. Er legte sich aufs Bett und weinte in sein Kissen hinein.

»Komm, wisch die Tränen weg.« Angel hatte nicht gehört, wie die Tür aufgegangen und Miguel hereingekommen war. Er wusste nicht, wie lange er allein gewesen war. »Nimm's mir nicht übel«, sagte Miguel, »aber du wirst nie hübsch aussehen, wenn du andauernd heulst.«

Angel hob den Kopf und schaute in das alberne Grinsen auf seinem Gesicht. Sie schlug ihm leicht mit der flachen Hand auf den Arm. »Verarschst du mich?«, sagte sie. »Hör auf, mich so zu verarschen.«

»Komm schon, Angel«, sagte er. »Sie trinkt. Sie hatte einen schlechten Tag.«

»Das heißt, dass es heute Abend nur noch schlimmer wird.«

»Kann schon sein, aber das heißt nicht, dass du deswegen rumheulen musst. Ich bin ja auch noch da.«

Angel hatte ihren jüngeren Bruder nie mehr geliebt als in diesem Moment. Jahre später, nach allem, was passiert war, würde sie sich daran erinnern und staunen, wie *wissend* ihr Bruder gewesen war. Wie verständnisvoll. Wie wohl er sich in seinem Körper gefühlt haben musste, um seinen älteren Bruder anzusehen, der ein silbernes Kleid trug wie eine Nutte, und zu *verstehen*.

»Sei ehrlich«, sagte Angel. »Bist du stoned?«

»Nee«, sagte Miguel. »Ich hab nichts mehr. Wieso? Brauchst du was?«

»Nein, ich brauche nichts«, sagte sie. »Ich will, dass du mit dem Scheiß aufhörst.«

Miguel lachte. »Hör zu, ich bin immer für dich da. Wenn du dich wie ein Mädchen anziehen willst oder was auch immer, habe ich kein Problem damit. Aber ich liebe mein Gras, und du musst mich lieben lassen, was ich liebe, okay?«

* * *

Angel stand zu nah an der Pfanne. Öl spritzte auf und verbrannte die Haut auf seinem Arm. Er hob die flach gedrückten Bananestücke aus der Schüssel, in der er sie in Olivenöl und zerhacktem Knoblauch mariniert hatte, und legte sie in die Pfanne, damit sie wie Fleischstücke brutzeln konnten. Wenn sie knusprig genug waren, nahm er eine Gabel, spießte sie auf und legte sie auf ein Papiertuch, das das Fett aufsaugte. Er liebte tostones, liebte es, wie sie in seinem Mund knusperten und sich dann in ihre ganz eigene matschige Süße auflösten. Wieder verbrannte ein Öltropfen seinen Arm, und er kreischte auf.

»Mira«, schrie Mami, »du stehst zu nah dran.« Sie fasste ihn am Arm, um ihn vom Herd wegzuziehen.

Mami leerte jetzt ein Glas Wasser, um auszunüchtern, weil Miguel den Rest der Rumflasche ins Waschbecken geschüttet hatte, als Mami auf der Toilette gewesen war. Angel schaute in das Glas und sah, dass die Eiswürfel zu kleinen Splittern zerschmolzen. Mamis Atem stank wie ein Päckchen Zigaretten, das in einer Flasche Rum schwamm.

»Nichts passiert, Mami«, sagte Angel.

»Ja«, meldete sich Miguel vom Küchentisch zu Wort, als wäre er die Verstärkungseinheit. Er machte seine Algebra-Aufgaben. »Halb so wild. Ich verbrenne mich andauernd, wenn ich tostones mache.«

»Oye, Ruhe auf den billigen Plätzen«, schrie Mami.

Angel bewunderte Miguel dafür, dass er so gut in Algebra war. Es lag etwas Schönes darin. Als Miguel eines Abends über einer Gleichung saß, hatte er Angel von etwas erzählt, was er Ausgeglichenheit nannte. Er sagte, um eine Aufgabe zu lösen, müsse man darauf achten, dass der Kram auf beiden Seiten des Gleichheitszeichens ausgeglichen war.

Er drückte die Banane ein wenig zurecht und hob sie aus dem siedenden Öl heraus.

»Ási verkaufst du da unten bei den maricones deinen culo«, sagte Mami, »als wäre er eine Muschi, willst du mir das etwa sagen?«

»Ma!«, sagte Miguel. »Hör jetzt auf damit!«

»¿Y qué?«, sagte Mami, schwenkte ihr Glas und nippte noch ein-

mal daran wie an einem guten Brandy. »Meint ihr, ich wüsste nicht, wie das läuft? Ich habe nichts verkauft, als ich jung war, weil euer Vater ein guter Mann war – das ist die Wahrheit.«

Angel legte noch ein tostón in die Pfanne, und es zischte, als es das Öl berührte. »Ich habe gar nichts verkauft, Ma«, sagte Angel.

»Pues, ich habe dich nicht zu einem beschissenen Trottel erzogen, tampoco«, sagte Mami. »Wenn du das schon machen musst, dann mach es wenigstens richtig und lass dich dafür bezahlen, Scheiße noch mal.«

»Ma, ich habe gesagt, es reicht«, sagte Miguel.

»Cállate, Miguel«, sagte Mami. »Um dich geht's jetzt nicht. Du bist wenigstens hübsch genug, um ein nettes Mädchen abzukriegen. Pero dieser hier?«

Angel drehte sich um und sagte in einem Tonfall, der so weich war wie der Baumwollbezug ihres Kissens: »Mami, por favor. Das ist nicht sehr nett von dir.«

»Und das ist dein Fehler, Angel«, sagte Mami. »Ich habe dich nicht dazu erzogen, nett zu sein. Die Welt ist kein netter Ort. Meinst du, es ging nett zu, als sie deinen Vater von diesem Haus gestoßen haben?«

Mami hatte in dem Sommer heftiger zu trinken begonnen, in dem Papi vom Dach ihres Hauses gestürzt war. Als die Cops gekommen waren, hatte Mami geschrien: »Ich will es nicht wissen, ich will es nicht wissen«, woraus in den Monaten und Jahren darauf »Ihr werdet es nie verstehen; er war so ein guter Mann« geworden war.

Angel war sich sicher, dass ihre Mutter an allem schuld war. Dass sie ihn mit ihrer Trübsal auf dieses Dach getrieben hatte. Miguel hatte gesagt, Papi sei wohl zu traurig gewesen, um sich noch irgendeine Art von Leben vorstellen zu können. Doch Mami beharrte darauf, er sei gestoßen worden, und es gab Tage, da dachte Angel, vielleicht, nur vielleicht könnte sie recht haben.

»Er wurde von niemandem gestoßen«, sagte Angel. »Er ist verdammt noch mal gesprungen, um deinen erbärmlichen Arsch loszuwerden.«

Mami schlug Angel so fest ins Gesicht, dass Angel sich abstützen musste, um nicht in die Pfanne mit dem heißen Öl zu stolpern. »Ich bin deine Mutter«, sagte sie. »So redest du nicht mit mir. Wenn du eine Frau sein willst, dann musst du lernen, wie es läuft, mein Sohn.«

Miguel schaute vom Tisch herüber. Angel warf ihm einen Blick zu, der sagte: Ich habe das im Griff. »Weißt du, Mami«, sagte Angel. »Du hast völlig recht. Papi war ein guter Mann.«

Mami hob den Kopf ein Stück und schloss die Augen. Ihr Kopf bewegte sich wie der der Wackelkopffigur, die Angel und Miguel an Angels neuntem Geburtstag im Yankee-Stadion bekommen hatten – das war Papis Idee gewesen. Das beste Geburtstagsgeschenk, das Angel je bekommen hatte. Angel weigerte sich zu glauben, was Miguel glaubte: dass ihr Vater zu depressiv gewesen war, um weiterzuleben, denn das hieße, dass Angel selbst Teil des Problems – oder zumindest nicht Teil der Lösung – gewesen wäre.

»Er war ein guter Mann«, sagte Angel. Sie ließ nicht locker, suchte nach den passenden Worten, um es Mami so richtig zu geben. »Und es ist unfassbar, dass er eine Frau wie dich geheiratet hat.«

Mami schleuderte das Glas auf den Boden und streckte die Hände nach ihr aus. Bevor Angel wusste, wie ihr geschah, lagen Mamis Finger um ihren Hals und drückten zu. Angel hatte nur ein paar Sekunden, um ihre Möglichkeiten abzuwägen – die Pfanne mit dem Öl nehmen und sie Mami über den Kopf ziehen? Nein, sie könnte niemals ihre eigene Mutter verbrennen. Mit dem Knie zu stoßen? Auch nicht.

Miguel warf sich dazwischen und trug Mami auf den Flur hinaus. Sie gab Schreie von sich, die keine Worte waren, so als würde der Schmerz keine Begriffe kennen, die für das menschliche Ohr verständlich gewesen wären. Er schob sie in ihr Schlafzimmer, schlug die Tür zu und schloss von außen ab.

»Geh schlafen«, schrie Miguel der Tür entgegen, während Mami auf der anderen Seite dagegenhämmerte. »Du bist betrunken, Ma.«

Angel stellte den Herd ab und schüttete das heiße Öl in den Ausguss. Als Miguel wieder in die Küche kam, gab sie ihm zwei tostones, die auf einem Bett aus Papiertüchern lagen.

»Dein Ernst?«, flüsterte Miguel Angel zu. »Musst du von Papi anfangen, wenn sie so voll ist?«

Angel sagte nichts.

Miguel umfasste ihren Arm und zog sie ins Wohnzimmer. »Okay, hör zu«, sagte er. »Schlag mich.« Er schob die Brust heraus und wippte auf beiden Beinen vor und zurück.

»Was?«, sagte Angel. »Hast du sie noch alle?«

»Schlag einfach zu.«

»¿Por que?«

»Mira, Angel«, sagte Miguel. »Du musst lernen, dich zu schützen. Wenn du eine chica sein willst, von mir aus. Ich liebe dich trotzdem. Aber ich werde nicht immer da sein, um dich rauszuhauen. Du musst lernen, wie man zuschlägt. Also schlag mich.«

Sie schlug ihn, und ihre Knöchel prallten gegen seine Brustmuskeln, die härter waren als erwartet. *Wie kann es sein*, dachte sie, *dass zwei Brüder so unterschiedlich sind?* In dieser Nacht zeigte er ihr, wie man jemandem mit einer Dose Kochspray direkt in die Augen sprühen konnte. Er sagte ihr, sie solle mit dem Knie auf die Eier zielen und so fest wie möglich zustoßen. Denn wenn man auf die Weichteile ging, sagte er, dann ließen einen die Typen in Ruhe. Sie versetzte ihm einen zweiten Schlag und dann einen dritten. »Meinst du, Papi würde mich lieben?«, fragte sie.

»Scheiße, Angel«, sagte er. »Das ist verdammt schwer zu beantworten.«

»Ja«, sagte sie. »Ich habe mich das bloß gefragt.«

Sie sah Miguel beim Nachdenken zu, eine Sekunde, zwei, drei. »Klar«, sagte Miguel, aber Angel hörte es an seiner Stimme – er war sich überhaupt nicht sicher. Miguel hatte zu lange überlegt. Aber sie lächelte trotzdem, weil sie wusste, dass Miguel sie nur anlog, damit sie sich nicht mehr den Kopf über etwas zerbrach, was sie beide nicht wissen konnten und niemals erfahren würden. Sie ballte die Hand zur Faust und schlug noch einmal zu, aber diesmal landete der Schlag wie ein zarter Klaps über dem Herzen ihres Bruders.

THOMAS

1976

Er fürchtete, mit diesem Namen würde er zu einem der Typen werden, die sich ihre zugeknöpften Karohemden in die Chinohosen steckten. Mit Gürtel.

Sie würde *niemals* so werden.

* * *

Er lebte im puerto-ricanischen und italienischen Teil von Jersey City. Von den Fenstern seines Klassenzimmers und dem Dach seines Hauses aus konnte er die Skyline von Manhattan sehen. Er stellte sich gern vor, er sei Dorothy und New York sein Oz – ein Ort, den er aufsuchen konnte, um er selbst zu sein. Er müsste nur das Wasser überqueren, das ihm den Weg versperrte, und dazu bedurfte es nur einer einzigen Subway-Fahrt unter dem Fluss hindurch. Dann wäre er am Times Square mit den Geschäftsleuten, den Nutten, den 25-Cent-Sexshops, die eine gute Show versprachen. Er stand da, blickte auf die Häuser hinaus und dachte: *Eines Tages.*

Mit acht, neun, zehn Jahren war er immer mit Nonna in der Wohnung geblieben, wenn seine Mutter mit ihrem neuen Freund Antonio unterwegs war. Nonna machte gern den Schrank auf, zog ihre ganzen wilden Outfits heraus und warf sie Thomas über. Er stand vor der schmucklosen weißen Wand – der einzigen ohne irgendwelche Bilderrahmen – und posierte für Nonnas Kamera. Das Ziel war immer, einen gesamten Film der Instamatic mit Bildern zu einem bestimmten Thema vollzumachen. Nonnas Lieblingsthema war Elizabeth Taylor, was eher eine Person als ein Thema war. Aber es funktionierte.

Heute hatte er Nonnas Kaninchenfellmantel an – den mit dem Loch in der linken Armbeuge, durch das er so gern den Finger steckte. Er trug eine lange rote, klotzige, blockförmige Kostümkette und einen Ring an jedem Finger. »Gib mir eine Zigarette, Dar-

ling«, sagte Thomas, und obwohl Nonna nicht rauchte und es in der ganzen Wohnung keine Zigaretten gab, ganz abgesehen davon, dass niemand einem Zehnjährigen eine gegeben hätte, lachte Nonna, bis sie ihr Gebiss zurechtrücken musste.

Thomas liebte diese Abende, nicht nur weil sie Nonna und ihm gehörten, sondern weil er seine Mutter und Antonio nicht sehen musste. Er hasste seine Mutter nicht. Das wäre zu drastisch formuliert gewesen. Er liebte sie bloß nicht so, wie er Nonna liebte. Und manchmal betete er vor dem Schlafengehen, dass die Welt nach dem Aufwachen so wäre, wie sie sein sollte – kein Leid, reichlich zu essen, und Nonna wäre seine richtige Mutter.

Und dann war da noch Antonio mit seinem starken Brooklyn-Dialekt und dem Goldring in Form eines Löwenkopfes mit zwei kleinen Diamanten als Augen, den er am kleinen Finger trug. *Wie kann man Diamanten bloß so vergeuden*, dachte Thomas.

Nach dem Abendessen schauten Nonna und er, noch immer in das Kaninchenfell gehüllt, *The Gong Show*, weil Nonna auf Chuck Barris stand. »Diese Haare«, sagte Nonna, als die Kamera sein Gesicht einfiel und er das Nadelmikrofon an die Lippen hielt. »Ich möchte mit den Händen durch diese Haare fahren.«

Sie saßen auf dem Sofa und kuschelten beim Fernsehen, und Thomas lachte über Nonnas pausenlose Kommentare. »Madonna«, sagte sie, »was ist denn das für ein Gesinge?«

Er saß da, noch immer in seiner Instamatic-Fotoshooting-Aufmachung – er hing in den Klamotten wie eine Miniaturausgabe von Elizabeth Taylor –, und klatschte laut in die Hände, wenn Gene Gene the Dancing Machine oder The Worms die Bühne betraten. »Steh auf!«, schrie er Nonna an, wenn Gene Gene herauskam. »Wir müssen tanzen-tanzen-tanzen!«

Sie tanzten, schüttelten sich, bewegten die Hüften wie bei einem endlosen Hula-Hoop-Rennen.

Thomas liebte übertriebene Dramatik, und wenn die Show für die Werbung unterbrochen wurde, legte er den rechten Handrücken an die Stirn, schaute nach oben und ließ sich mit einem Schrei zu Boden fallen. Nonna lachte, beugte sich her-

unter und gab ihm einen Kuss auf die Stirn. »Ach, *bello, bello*. Du bist so empfindsam«, sagte sie. »Du hast eine empfindsame Seele, und sie ist schön, lass dir von niemandem etwas anderes einreden.«

* * *

Seine Mutter dekorierte die ganze Wohnung mit Ausschnitten aus Zeitschriften und Ansichtskarten von Hawaii. Palmen, Regenbögen, Wasser, das in den immerwährenden Sonnenstrahlen so hell glitzerte, alles notdürftig mit Klebebandstreifen an den Wänden befestigt. In den Sommermonaten war die Luft so feucht, dass sich die Klebestreifen von den Wänden ablösten und Thomas hörte, wie die Bilder und Postkarten *plopp, plopp, plopp* herunterfielen. Seine Mutter hängte sie einfach wieder auf. Es spielte keine Rolle, wie viele Meter Klebeband sie verbrauchte, in der Schublade war immer noch mehr davon.

Diese Bilder waren voller lachender Gesichter und Pärchen, die in keiner Beziehung zu Thomas und seiner Familie standen. Die meisten der Leute waren blond, und der Wind fuhr ihnen wie verrückt durch die Haare. Manche von ihnen surfen oder lagen in der Sonne. Ein Paar lief händchenhaltend durch den Sand. Dann gab es noch die Bilder, auf denen niemand zu sehen war, und die mochte Thomas am liebsten. Die Vulkane, der Nebel, die Bäume mit Wurzeln, die aussahen wie die Füße durch den Matsch balancierender Ballerinas.

»Antonio fährt mit mir nach Hawaii«, sagte seine Mutter eines Tages, während sie eine weitere Zeitschriftenseite an die Wand hängte. »Als Hochzeitsreise.«

Thomas lächelte seine Mutter an, wie er es so häufig tat: ein Lächeln, bei dem sich seine Mundwinkel hoben, aber keine Zähne sichtbar wurden. Er wusste, er würde sie niemals auf diese Reise begleiten dürfen. Hawaii würde er weiterhin nur auf den Bildern an der Wand sehen. Aber das war nicht schlimm, denn es hieß, dass er mit Nonna zu Hause bleiben, *The Gong Show* ansehen und

Tomatensalat mit Mozzarellascheiben und winzigen Oreganoflöckchen essen konnte.

»Was hast du bloß immer mit diesem Hawaii? Hawaii hier, Hawaii da. Nimm die Bilder von den Wänden.«

»Antonio und ich fahren nach Hawaii«, sagte seine Mutter.

Thomas sah vom Küchentisch aus zu, während er sich mit seinem Rührei beschäftigte.

Nonna lachte. »Hat Antonio das gesagt?«

»Ja, wir heiraten«, sagte seine Mutter. »Wird Zeit, dass du es erfährst.«

»Ihr heiratet?«, sagte Nonna. »Er ist doch schon verheiratet!«

Thomas schaute weiter auf sein Rührei hinunter und beobachtete sie aus den Augenwinkeln. Er hatte Antonio nur ein paarmal getroffen, wusste aber, dass seine Mutter schon viel länger mit ihm ausging. Er überlegte, ob es sein konnte, dass Antonio verheiratet war, aber er wusste nicht, woran man das erkannt hätte, außer man hätte seine Frau kennengelernt. Er hatte das Gefühl, bei etwas zuzuhören, das nicht für seine Ohren bestimmt war, so wie wenn Nonna nachts allein im Badezimmer weinte und das Wasser laufen ließ oder das Bett seiner Mutter wackelte und wackelte, bis Antonio stöhnte und es aufhörte.

»Er wird sie verlassen«, sagte seine Mutter.

»Ach, Isabella«, sagte Nonna, »diese Blindheit hast du nicht von mir.«

»*Ma che dici?*«, sagte seine Mutter. »So was braucht eben Zeit.«

»Ah, was heißt Zeit?«, sagte Nonna. »Einer Frau wie mir brauchst du nichts von Zeit erzählen.«

Das Rührei war fast aufgegessen, und er schob die letzten Klümpchen mit der Gabel herum. Er bestrich ein Stück Toastbrot mit Butter und biss hinein.

Als Thomas morgens aufgewacht war, hatte er Nonnas Schlafzimmertür geöffnet. Das Zimmer war leer, das Bett gemacht. Er wusste es nicht, aber sie war früher aufgestanden, um im Laden an der Ecke Eier zu kaufen. Also klopfte Thomas an die Tür seiner Mutter und trat ein. Sie lag auf der Seite und fuhr sich mit den

Händen durch ihre aufgetupierten Haare. Obwohl es noch so früh war, hatte sie schon ihren perfekten Lidstrich nach Art von Sophia Loren aufgepinselt.

»Ernsthaft, Bella?«, seufzte Antonio, ließ sie los und plumpste schwer auf seine Seite des Betts zurück.

»Was ist denn?«, fragte sie Thomas.

»Ich habe Hunger«, sagte er.

»Er hat Hunger«, echote Antonio.

Seine Mutter legte eine Hand auf Antonios Brust und sagte, er solle ruhig sein. »Nonna holt Eier«, sagte sie. »Ant und ich kommen, wenn das Frühstück fertig ist.« Antonio lachte, und Thomas ging wieder aus dem Zimmer.

Jetzt aß er die letzten Brocken Ei, die sich in seinem Mund matschig anfühlten. »Und wo ist dein Ring, eh?«, fragte Nonna seine Mutter.

»Liebe ist mehr als ein Ring«, sagte seine Mutter und befestigte die Bilder mit noch mehr Klebestreifen.

»An Tagen wie heute«, sagte Nonna, »wünschte ich, dein Vater wäre noch am Leben und würde dich zur Vernunft bringen.«

»Tja, Daddy ist aber nicht mehr da.«

»Warum begreifst du nicht«, sagte Nonna, »dass er dich nicht heiraten wird?«

»*Ma che cazzo!*«, schrie seine Mutter.

»*Ma che cazzo*, ganz genau«, sagte Nonna. »Kein Ring – ha! – *ma che cazzo*.«

»Du kannst mich mal«, sagte seine Mutter.

Die Maui-Postkarte mit den üppigen grünen Bäumen, auf der in orangen Buchstaben HANA geschrieben stand, hatte sich an einem Ende von der Wand gelöst. Sie hing jetzt schief, baumelte an dem einzigen verbliebenen Klebestreifen.

»Du brauchst gar nichts zu sagen«, sagte seine Mutter. »Du arbeitest auch für ihn, also will ich von dir gar nichts mehr hören.«

Nonna schwieg. Thomas ging zur Spüle, um seinen leeren Teller so behutsam wie möglich hineinzustellen. Er wollte kein Geräusch machen. Er wollte sie nicht daran erinnern, dass er so dicht

bei ihnen stand. Auf Zehenspitzen ging er durch den Flur in sein Zimmer, legte sich aufs Bett und nahm sein Kissen in die Arme.

»Kannst du nicht ein einziges Mal an deinen Sohn denken?«, hörte er Nonna sagen. »Du bringst diesen Mann hier ins Haus«, sagte Nonna, »und was, wenn die Polizei kommt und ihn findet?«

»Das wird nicht passieren«, sagte seine Mutter. Er drückte das Kissen fester, presste es an seine Brust. »Man soll nicht an dem – wie sagt man? – man soll nicht an dem Baum sägen? Dem Ast?«

»Ha –«, sagte Nonna, »ich säge, was ich will. Ich säge, ich hacke, ich mache Kleinholz aus ihm, wenn dieser Mann uns Ärger ins Haus bringt.«

* * *

Als der Frühling nach New York kam, fühlte sich die Welt wie ein Tagtraum an. Die Bäume erblühten zu Zuckerwatte, es wurde im Freien gegessen, und das Klingeling der Eiswagen wirbelte durch jeden zweiten Häuserblock. Und dann gab es da noch den See. Nonnas liebster Ort auf der ganzen Welt war der See inmitten des Central Parks. Wenn sie gute Laune hatte und das Wetter mit spielte – kein Hauch von Aprilschauern am Himmel zu sehen war –, dann kaufte sie zwei Tickets für eine Busrundfahrt von Jersey City zum Port Authority.

Nonna mietete ein Boot, was bedeutete, dass er seine kleinen Armmuskeln beanspruchen musste, um sie beide über den See zu rudern.

»Aspetta«, sagte sie. »Guck mal da.« Sie zeigte mit ihren wulstigen Fingern – Hände, die Teig kneten, Finger, die in Wangen kneifen konnten – in Richtung East Side. Aus den Bäumen ragte ein Streifen Häuserdächer heraus.

Thomas hörte auf zu rudern, und sie starrten gemeinsam auf die Häuser. Thomas liebte die Art und Weise, wie die Umrisse der Häuser an einem schönen, klaren Tag eine scharfe Linie am Himmel bildeten. Diese Gebäudedächer waren der einzige Hinweis darauf, dass sie sich überhaupt noch in der Stadt befanden.

Nonna erzählte ihm, wegen der Häuser möge sie Manhattan lieber als die anderen Stadtteile, vor allem als Palermo. Die Häuser von Manhattan, sagte sie, strahlten Erwartung und Verlangen aus. Sie seien sich ihrer Schönheit und Kraft bewusst. Sie wollten mit dem Himmel wetteifern. Ganz anders in Palermo. Die Häuser dort, sagte sie, seien kackbraun, alt und von Einschusslöchern übersät. Sie sagte, die Löcher seien eine traurige Erinnerung an die Vergangenheit.

Thomas verstand nicht, wie ein Loch eine Erinnerung an irgendetwas sein konnte. Nonna holte zwei Toffeebonbons für sie beide hervor, und nachdem Thomas seines in den Mund gesteckt hatte, ruderte er weiter. Sie kamen an einem Pärchen vorbei, das haltgemacht hatte, um sich zu küssen. Thomas fürchtete, das Boot der beiden könnte umkippen, wenn sie nicht aufpassten.

Als sie das Boot zum Steg zurückbrachten, brannten die Muskeln in seinen Armen wie Feuer. Sie gingen an dem hübschen Brunnen mit der Engelsfigur vorbei in Richtung Central Park West. In der 72nd Street zeigte Nonna auf ein großes Gebäude. »Das ist das Dakota«, erklärte sie. Es sah wie ein kastenförmiges Schloss aus.

Eine von Nonnas Lieblingsbeschäftigungen war, die Namen von Denkmälern und Gebäuden zu lernen. Sie sagte, es gebe ihr das Gefühl, eine echte Amerikanerin zu sein. Die Freiheitsstatue sei nur mittelmäßig, sagte sie, weil sie jeder kenne. Ihr Gesicht, sagte sie, sehe zu männlich aus.

Sie interessierte sich für die anderen Orte. Das Dakota, mutmaßte Thomas, war einer davon. Vor dem Tor standen Männer in noblen Anzügen unter Feuerkelchen. »Hier leben die reichen Leute«, sagte sie. »Wie John Lennon und Yoko Ono.«

»Wer ist das?«

»Er ist der Sänger von The Beatles«, sagte sie. »Die Mädchen haben ihn geliebt. Sie haben ihre Schlüpfers auf ihn geworfen, und ich habe gedacht: Ma-donna, was ist los mit diesen Mädchen?«

* * *

Es war kurz nach vier, als jemand an die Tür hämmerte. Thomas saß am Esszimmertisch über seinen Naturkundaufgaben – einem Arbeitsblatt, auf dem er zum vierten Mal in diesem Jahr die Planeten in die richtige Reihenfolge bringen sollte. Die Aufgabe ärgerte ihn – er fand sie blödsinnig –, weil die Nonnen ihnen das schon im letzten Schuljahr beigebracht hatten, und sofern im Weltall nicht eine Reise nach Jerusalem stattfand, von der er nichts wusste, waren die Planeten noch da, wo sie immer gewesen waren.

Nonna steckte sich einen Salzkracker in den Mund, speichelte ihn ein, setzte ihr Gebiss ein und erhob sich vom Tisch, um zur Tür zu gehen. Der Mann vor der Tür seufzte, als sie geöffnet wurde, und als Thomas aufschaute, sah er, dass es Henry war, Vanessas Vater.

Vanessa und er waren am Our Lady of the Flowers in einer Stufe. Sie gingen nicht in dieselbe Klasse, weil die Nonnen Jungen und Mädchen getrennt unterrichteten, aber sie waren im selben Jahrgang. Vanessa war ein nettes, ein wenig stilles Mädchen. Wie die anderen Kinder auch trug sie eine Uniform – geflochtene Zöpfe, Faltenrock, weiße Kragenbluse unter einer grünen Strickjacke. Die anderen Jungen waren verrückt nach ihr. Thomas war verrückt nach ihrem Faltenrock. Er stellte sich gern vor, sich mit ihr anzufreunden und gemeinsam Verkleiden zu spielen, sodass er den Rock selbst einmal ausprobieren könnte.

»Ach, Gott sei Dank«, sagte Henry. »Du bist zu Hause, Rosaria. Ich muss mit dir reden.« Henrys Blick huschte im Raum umher, und er rieb sich die Hände in einer schnellen Bewegung, so als hätte er sie gerade gewaschen und das Wasser würde nicht schnell genug abtropfen.

»Henry, Henry«, trällerte Nonna. »Du steckst in Schwierigkeiten, eh?«

»Scheiße, du hast ja keine Ahnung, Rosaria. Es ist echt übel.« Nonna führte ihn zum Tisch und bot ihm Salzkracker und Tee an. Er sagte, er sei zu nervös, um einen Bissen hinunterzukriegen.

Henry war ein netter Mann, soweit Thomas das beurteilen konnte. Sie wohnten in einem kleinen Haus, das himmelblau gestrichen war und eine Terrasse mit einer Schaukel hatte. In der

zweiten Klasse hatte Thomas sich auf dem Spielplatz einmal eine tiefe Schnittwunde zugezogen, und Vanessa hatte bei ihm gesessen und ihn beruhigt, während die Nonnen Verbandsmaterial holten. »Keine Angst, Thomas«, hatte Vanessa gesagt. »Meine Mama ist Krankenschwester, und wenn ich mich mal schneide, sagt sie immer, ich brauche keine Angst zu haben, weil es wieder gut wird.«

»Ich hab das Geld für Tonio nicht«, sagte Henry zu Nonna. Er schaute erst auf Thomas und dann auf den Tisch und fuhr sich mit den Händen durch die ungekämmten Haare. Als Henry Thomas wieder ansah, schaute Thomas schnell auf sein Arbeitsblatt hinunter, als wäre er bei etwas ertappt worden. Er kritzelte das Wort *Jupiter* neben den größten gezeichneten Kreis.

»Das ist nicht gut«, sagte Nonna. Sie hörte auf, ihren Kracker mit Margarine zu bestreichen, und legte ihn auf dem Teller ab. Sie seufzte. »Henry, das ist nicht das erste Mal.«

»Ich weiß, Rosaria«, sagte er. »Es tut mir so leid, aber nachdem der kleine Menendez am Freitag alles vollgekotzt hat, mussten wir Vee einfach eine neue Uniform kaufen. Hat mich fünfzig Mäuse gekostet, kannst du dir das vorstellen?«

Nonna summte.

Durch Vanessa wusste Thomas, was »Fotze« bedeutete. Nicht dass Vanessa das Wort gesagt hätte. Dafür war sie viel zu anständig. Es waren die Jungs gewesen, die Vanessa in der vierten Klasse eine nichtsnutzige kleine Fotze genannt hatten.

»Was heißt das denn?«, hatte Thomas einen von ihnen namens Sal gefragt, den Anführer der Bande selbst ernannter Ganoven.

Sal hatte ihn ausgelacht. »Das heißt, sie ist ein übles Miststück«, sagte Sal.

»Aber Vanessa ist doch total nett«, sagte Thomas. »Sie ist keine Fotze, hört auf, das zu sagen.«

»Als würdest du dich mit so was auskennen, du Scheißschwuchtel.«

Saturn, schrieb Thomas. *Hat sieben Gruppen von Ringen. Sie sind durch Lücken im Raum namens Teilungen getrennt.*

»Aber mal im Ernst«, sagte Nonna. »Wieso hast du fünfhundert auf die Mets gesetzt? Kennst du dich überhaupt mit Baseball aus?«

»Die kommen noch mal, Rosaria«, sagte Henry. »Ich hab's im Gefühl.«

»Du hast hohe Schulden«, sagte sie. »An deiner Stelle würde ich mich nicht auf mein Gefühl verlassen.« Nonna legte Henry die Hand auf die Schulter, und er fing an zu weinen. »Hör zu. Ich gehe mal das Buch holen.«

Als Nonna aus dem Zimmer gegangen war, starrte Thomas Henry an, der sich mit einer Serviette die Augen trocknete. »Diese Servietten sind sehr rau«, sagte Thomas. »Ich kann Ihnen ein Tuch aus dem Bad holen. Oder Toilettenpapier. Wenn Sie etwas Weiche- res möchten.«

»Das ist lieb von dir, Tommy«, sagte er, »aber es geht schon, danke.«

Nonna kam mit ihrem marmorierten Notizbuch zurück, das genau wie Thomas' eigenes Notizbuch war, nur dass Nonna ihres mit Zahlen und Querstrichen füllte und es so vollgeschrieben war, dass der Einband immer wieder aufklappte. Sie musste ihn mit einem Gummiband verschließen.

»Mal sehen, was sich machen lässt«, sagte sie. »Wenn ich die letzte Null wegmache, sieht es wie fünfzig aus. Die zahlst du dann einfach, ja?«

Thomas schaute wieder auf sein Arbeitsblatt. *Wie viele Ringe hat der Saturn?* Henry bedankte sich bei Nonna. »Aber du sagst es keinem, eh?«, sagte Nonna.

»Keiner Menschenseele«, sagte Henry. »Du bist ein Engel.«

»Und bei Jesus und der Muttergottes«, sagte Nonna. »Fang an, dir über das Spiel Gedanken zu machen. Die Mets fahren auf direktem Weg zur Hölle. Bei den Yankees kriegst du zwar weniger raus, aber dafür stehen die Chancen besser.«

»Aber mein Gefühl sagt mir, die Mets –«

»Eh!«, rief Nonna aus. »Was habe ich gerade über dein Gefühl gesagt? Willst du eine gute Quote, oder willst du Sicherheit?«

»Sicherheit.«

»Tja, Sicherheit gibt es bei diesem Spiel nicht«, sagte sie. »Diesmal helfe ich dir, aber das war das letzte Mal, wenn du nicht mit den Faxen aufhörst.«

»Danke, Rosaria. Vielen Dank.«

Wie viele Ringe gab es? War das eine Fangfrage? *Wir wissen nicht, wie viele Ringe der Saturn hat*, schrieb er. *Es könnten Tausende sein (vielleicht?!)*. Thomas stellte sich vor, wie Vanessa zu Hause saß und auch über die Ringe nachdachte. Ob Vanessa wohl eine Zahl nennen könnte? Könnte sie sagen: Ja, der Saturn ist von 2753 Ringen umgeben, und sie sehen alle wie blaue Spaghetti aus, nur dass sie aus Eiskristallen bestehen? Zahlen waren komisch, dachte er. Ihm taten Leute leid, die glaubten, Zahlen könnten ihnen irgendetwas über die Welt verraten. Es gab zu viele davon, zu viele, um sie je zu zählen. Es war besser, dass er nicht wusste, wie viele Ringe es gab – dass es niemand wissen konnte –, weil es dann ein Geheimnis blieb. Und ein Geheimnis war immer etwas Schönes.

ANGEL

1981

In *Christopher Street* war ein Artikel über irgendeine Diva namens Dorian Corey, der Angel ins Auge fiel. Das Foto war schwarz-weiß: Dorian in einer elfenbeinfarbenen Seiden-Georgette in der Bühnenmitte, eine Zigarette in der Hand, die Haare flaumig aufgebraucht wie ein Zwergspitzfell. Ihr Mund war zu einem Lachen geöffnet.

Eines Abends machte sich Angel zum Collage auf, um eine von Dorian's Shows zu sehen. Angel war immer noch angezogen wie der dünne puerto-ricanische Junge, den die Welt noch in ihr sah: ein verkappter Baby-Gay aus der Bronx, der in Jeans und Yankees-Kappe durch die Subwaystationen der Stadt auf dieses Rattenloch von einem Club zuraste. Sie hatte sich die Augenbrauen gezupft, aber das war es auch schon.

Die Bühne nahm den ganzen Dancefloor ein. Dorian war an diesem Abend wie Marie Antoinette gekleidet und bewegte die Lippen zu Kim Carnes' »Bette Davis Eyes«. Das Lied allein weckte in Angel das Verlangen nach einem Schaumbad und einer Zigarette.

Dorian war mit drei Kleidern aufs Ganze gegangen, die sie übereinandertrug, als wäre nichts dabei. Auf dem Kopf trug sie eine Kappe mit einer Federboa, groß genug, um einen Cadillac zu bedecken, und als sie ihre Damastkleider abwarf wie eine sich häutende Eidechse, kam darunter ein paillettenbesetzter Catsuit zum Vorschein. Zwei oberkörperfreie Männer mit Bauch- und Brustmuskeln wie sonst was hoben ihre seidene Organza-Schleppe mit Holzstangen an, sodass sich ihr Outfit wie ein Zelt über die Zuschauer spannte. Es gab eine Nebelmaschine, eine Discokugel und eine nachgebaute Guillotine. Es fiel sogar jemand in Ohnmacht, aber nicht ohne vorher laut aufzukreischen. Es war die Fabelhaftigkeit schlechthin, und Angel war so überwältigt, dass sie weinen musste.

Als die Show zu Ende war, eilte Angel in den Backstage-Bereich und öffnete die Tür zu Dorians Garderobe, ohne anzuklopfen. Drinnen stand Dorian, der über vierzig sein musste, mit einem gut aussehenden, halb so alten Mann. Dorian und der Mann sahen sie an und blinzelten in Zeitlupe.

»Und du bist ...?«, sagte Dorian.

Angel sagte ihren Namen, und dann sprudelte es aus ihr heraus – sie brachte ihre Liebe zum Ausdruck, ihre Bewunderung, ihren unbedingten Wunsch, verdammt noch mal in Dorians Fußstapfen zu treten, wenn Dorian ihr nur erklärte, wie Angel das schaffen könnte.

»Noch so eine«, sagte der Mann und fächerte sich mit einem alten Broadway-Programmheft Luft zu wie eine spanische Dame an einem Sommertag.

»Sei still, Hector«, sagte Dorian zu dem Mann. »Ich habe heute keinen Nerv für Getratsche, ich will nichts hören.«

Angel wusste nicht, ob sie gehen oder bleiben sollte, bis Dorian

sie ansah und sagte: »Also gut, Baby, aber lass die alte Queen sich erst mal umziehen. Hector, Schatz – die Perücke.«

Hector hob die Perücke von Dorian's Kopf. Sie bestand ganz aus grauweißen Locken und hatte die Größe einer mehrstöckigen Hochzeitstorte. »Wie gesagt«, sagte Hector zu Dorian, ohne Angel die geringste Beachtung zu schenken, »ich glaube, Rashida macht uns bloß was vor, und wenn sie uns nichts vormacht, dann zieht sie mit der ganzen Scheißtruppe eine verdammte Nummer ab.«

»Tja, du wusstest ja schon immer, dass sie eine hinterhältige kleine Fotze ist«, sagte Dorian.

»Oh, du bist so ein Miststück«, sagte Hector, »und dafür liebe ich dich.« Er legte Dorian die Hand auf die Schulter, und sie lachten beide, bis Dorian husten musste. Angel steckte sich eine Zigarette an und lehnte sich an die Garderobentür.

»Und sie raucht auch noch!«, sagte Dorian. »Mentholzigaretten? Sei ein Schatz und gib Mama eine, ja?«

Hector legte die Perücke in den Schrank, und als er sich umdrehte, sah Angel, wie sein Blick sie von oben bis unten abtastete.

»Sei so lieb, Schatz«, sagte Dorian zu Hector, »und lass mich mit dem Fräulein reden.«

»Du willst, dass ich gehe?« Hector verschränkte die Arme.

»Willst du mir Shade geben, Süßer?«, sagte Dorian. »Denn glaub mir, ich kann dich beschimpfen bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag. Leg's nicht drauf an.«

* * *

Eigentlich wollte Angel nur jemanden, zu dem sie aufschauen konnte. Wenn sie den Fernseher anmachte, ins Kino ging oder eine Zeitschrift durchblätterte, sah sie nie jemanden, der aussah wie diejenige, die sie war, die sie gewesen war oder die sie sein wollte. Sie hatte Dorian ihre Nummer gegeben und dann Abend für Abend beim Telefon gesessen und darauf gewartet, dass es klingelte. Eine Woche verging, ohne dass jemand für sie anrief, und sie begann die

Hoffnung zu verlieren. Es machte sie traurig, dass eine Dragqueen sie gesehen und für unwürdig befunden hatte.

Eine Woche später war Hector am Telefon. Er rief in Dorian's Auftrag an. Eine Diva delegierte so etwas natürlich. Angel's Hand zitterte, während sie den Hörer ans Ohr hielt. Hector erklärte, der erste Monat sei eine reine Probezeit. Wenn Angel danach zurechtkomme, ohne ihnen nur im Weg herumzustehen, könne sie bleiben. »Aber finanziell gibt es hier nichts zu holen«, sagte Hector, »also komm bloß nicht auf die Idee, Dorian nach einem Gehalts-scheck zu fragen.«

Obwohl niemand in der Wohnung war, flüsterte sie in den Hörer. Sie erwarte keine Bezahlung. Sie wolle sich nur ein Bild machen. Sie wolle sehen, was es bedeute, als Frau in den Clubs auf der Bühne zu stehen und vor Publikum aufzutreten.

Drei Wochen lang durfte Angel die Perücken nicht anrühren. Nur Hector hatte die Erlaubnis, und er hütete sie wie die Kronjuwelen. »Wenn du eine fallen lässt«, sagte Hector, »und sie verstrubbelt, dann wirst du deines Lebens nicht mehr froh.«

In der vierten Woche wollte Dorian als Olivia Newton-John auf die Bühne gehen. »Ich hatte keine Wahl«, sagte Dorian, die einen Mozzarella-Stick aß. Der Käse zog sich von ihrem Mund wie für einen Drahtseilakt gespannt. Dorian musste ihn Stück für Stück mit der Zunge einholen. »Ein Wunder, dass mich meine Nachbarin noch nicht umgebracht hat. Ich singe ›Summer Nights‹ unter der Dusche, in der Küche, auf dem gottverdammten Flur, und das seit Ewigkeiten.«

»Immerhin kannst du singen«, sagte Hector. »Mir hätten die Bitches schon die Bude abgefackelt.«

»Wieso?«, sagte Angel. »Kannst du keinen Ton halten?«

»Einen Ton halten?«, sagte Hector. »Ich kann einen Ton nicht mal vom anderen unterscheiden.«

»Kann er wirklich nicht, Süße«, sagte Dorian. »Ich kann es bestätigen. Und jetzt lebe ich quasi in *Grease*. Für meinen Auftritt brauche ich bloß noch eine pinke Jacke. Ich will und brauche eine.«

Dorian erteilte ihnen den Auftrag, die pinke Jacke bis zum Ende

der Woche zu besorgen. Sie brauchten zwei Stunden, um festzustellen, dass sie ein Problem hatten: Es war unmöglich, die pinke Jacke in Dorians Größe aufzutreiben. Die Kostümhändler am Broadway, bei denen sie es probierten, führten alle nur Kleider bis Größe XXL. »Unmöglich«, sagte Hector und hielt eine XL-Jacke am Kleiderbügel hoch. »Sie wird wie eine Presswurst aussehen, wenn wir sie da reinzuquetschen versuchen.«

Angel lachte und sagte Hector, er solle mit dem Blödsinn aufhören.

»Oder was?«, sagte Hector und wackelte neckisch mit dem Hals.

»Oder nichts, Freundchen«, sagte Angel. Sie zog die pinke Jacke in Größe S über und wandte sich zum Spiegel. »Ay, ich weiß nicht. Pink ist vielleicht ein bisschen heftig für mich.«

»Nein«, sagte Hector. »Das sieht gut aus. Aber wir sind nicht wegen dir hier.«

Sie hätte schwören können, dass er ihr zugezwinkert hatte, aber es ging so schnell, dass sie es sich auch eingebildet haben konnte. »Wenn du eine Nähmaschine hast«, sagte sie, »dann könnten wir die größte nehmen, die sie haben, sie in der Mitte auftrennen und ein bisschen zusätzlichen Stoff einnähen.«

Hector nickte. Er sagte, er habe tatsächlich eine Nähmaschine, die seiner abuela gehört habe. »Das Problem ist«, sagte er, »meine Finger sind nicht dafür gemacht.«

»Ich kann gut genug nähen, um es hinzukriegen«, sagte sie. »Wir müssen nur die Klamottenläden abklappern. Die Jacke braucht nur ein bisschen Spiel am Rücken. Vielleicht noch an den Armen.«

»Okay«, echote Hector. »Nur eine Winzigkeit am Rücken.«

* * *

Eine Stunde lang saß sie – Schuhe aus, Zehen raus – in Hectors Küche und probierte ihr Können an der Nähmaschine. Sie hatte Hector ins Wohnzimmer verbannt, weil er sie vollgequatscht hatte und sie sich konzentrieren musste. Sie hätte schwören können, dass er sie von seinem Platz aus anstarrte, aber ihr Blick blieb

auf die Nadel geheftet. Hätte sie sich nach ihm umgedreht, hätte sie womöglich eine Zickzacklinie mitten durch Dorian's Jacke gezogen. Und das während ihrer einmonatigen Probezeit? Ganz sicher nicht.

Als sie fertig war, schlüpfte sie in die Jacke. »Was denkst du?«, sagte sie und stellte sich vor Hector. Er hockte mit einem gelben Bleistift und einem Kreuzworträtsel im Schneidersitz auf dem Boden.

»Willst du das wirklich wissen?«, sagte er, und sie lachte. »Sie ist dir viel zu groß.«

»Sie ist ja auch nicht für mich«, gab sie etwas humorlos zurück. »Sie ist für Dorian, das weißt du doch.«

»Ich weiß, ich weiß. Ich ziehe dich nur auf. Dreh dich mal.«

Sie steckte die Hände in die Jackentaschen, biss sich auf die Lippe und wandte den Kopf zur Seite. Sie drehte sich langsam um sich selbst und ließ die Schultern kreisen.

»Meine Güte«, sagte er gedehnt. »Hiermit erkläre ich dich offiziell zur Schönheit, Georgia Belle.«

* * *

Als Hector an einem Samstagabend vor der Show ein Päckchen Newport's holen gegangen war, musterte Dorian Angel von Kopf bis Fuß. »Na, du strahlst diese Woche ja vielleicht. Du glühst ja förmlich«, sagte Dorian. »Ihr zwei treibt's miteinander, stimmt's?«

Angel kicherte. »Ay, Dios mío«, sagte sie. »Nein, tun wir nicht. Wir sind einfach, na ja, gern zusammen.«

Dorian verdrehte die Augen. »Es ist schlimmer, als ich dachte«, sagte er. »Du hast Gefühle für ihn.«

»Pst, was, wenn er zurückkommt und dich hört?«

»Jente, o Jente, ach, fang einen Mann«, schmetterte Dorian. »Find einen Mann, bind einen an.«

* * *

Angel war das einzige Girl im Zoo, das die absolute Unverfrorenheit besaß, ein schulterfreies Lurex-Top mit einer dazu passenden ausgestellten Hose zu tragen. Und es war über 30 Grad heiß. Der Horror: Der Stoff klebte nur so an ihr. Selbst die Fliegen klebten an ihr.

An der Lagune erklärte Hector ihr, die Flamingos seien pink, weil sie so viele Shrimps verspeisten. »Das heißt«, sagte Angel, »nur mal angenommen, sie würden nichts außer Ananas fressen, dann wären sie gelb? Willst du mir das erzählen?«

»Keine Ahnung«, sagte Hector. »Wieso fragst du mich?«

»Weil du hier wilde Behauptungen aufstellst«, sagte sie.

Im Anschluss diskutierten sie darüber, ob der richtige Plural »Flamingos«, »Flamingi« oder »Flamingen« lautete. Sie wurden sich nicht einig, kamen aber aus dem Lachen nicht mehr heraus.

»Was hältst du von Büffelmozzarella?«, fragte Hector am Büffelgehege.

»Ein guter Käse«, sagte Angel. »Sehr lecker. Wir sollten heute Abend Pasta kochen.«

Als sie zum Nilpferdbecken kamen, sahen sie eine dicke alte Nilpferd-Mamacita mit ihrem Baby, beide ganz schwabbelig und niedlich. Als Angel die Hand an das Glas legte, wirbelte und kreierte das Baby für sie im Wasser herum.

Hector lehnte an der Wand. »Ay, siehst du das?«, sagte sie zu ihm. »Wir haben eine echte *Verbindung*.«

Hector lächelte sie an. Es war, als könnten die Nilpferde sie sehen, wie sie dort stand, die Hand an das Glas gelegt. Wie das Kleine legte auch die Mama noch eine Drehung für Angel hin und setzte dabei ein albernes Nilpferdgrinsen auf, als wäre sie stolz auf ihr Baby, das seinen eigenen kleinen Trick beherrschte. Hector stellte sich neben Angel und legte seine Hand auf ihre, und sie standen da und genossen diesen besonderen Augenblick.

Als sie so lange herumgelaufen waren, dass Angel Blasen an den Füßen hatte, setzten sie sich in der Nähe des Brezelstands auf eine Bank. »Ay, Dios mío«, sagte sie. »Ich kann gar nicht glauben, dass ich so bescheuert war, mit Kitten Heels in den verdammten Zoo zu gehen.«

Hector lachte und legte den Arm um sie. »Soll ich dir deine kleinen Zehchen massieren?«

»Ay, f6«, sagte sie. »Sei nicht fochi. Wir sind immer noch im Freien, und die Leute starren uns schon an.«

Es stimmte – die Leute starrten sie an. Oder vielleicht starrten sie auch nur Angel an. Angel wollte sich einen Dreck darum scheeren, was irgendwelche anderen Leute dachten. Aber letzten Endes war es ihr eben nicht egal. Sie wollte nicht, dass jemand wütend auf Hectors Arm glotzte, der auf ihrer Schulter lag. Sie begriff nicht, warum die Leute so fies sein mussten. Sie wusste, sie hätte das schulterfreie Oberteil nicht anziehen sollen. Nicht an diesem Tag, nicht an diesem Ort.

»Was gibt's denn da zu gucken?«, sagte Hector zu einer Mutter, die ihr Kleinkind davon abzuhalten versuchte, zu ihrer Bank zu laufen. »Wir klauen dir schon nicht dein Kind, wenn es uns zu nah kommt.«

Das andere Kind der Frau war ungefähr fünf oder sechs Jahre alt und verschlang eine blaue Zuckerwattewolke. Es zeigte mit einem blau gezuckerten Finger auf Angel.

»Deja«, flüsterte Angel Hector zu. »Mach hier bloß keinen Aufstand. Lass sie doch glotzen, wenn sie glotzen wollen.«

* * *

Eine Woche später nahm er sie in die New York Public Library mit. Der Hauptlesesaal war eine große marmorne Höhle mit alten Kronleuchtern. Sie schaute hinauf zu den Glühbirnen, dem Rechteck aus himmelblauer Decke mit den aufgemalten rosa Wolken. »Muss ein Leben lang gedauert haben, das alles zu modellieren«, sagte er.

»Verdammt«, sagte sie. »Man kann es sich nicht mal vorstellen.«

Angel liebte den Widerhall der Sohlen und Absätze der Leute, den sie beim Durchqueren der Flure hörten. Hector erklärte ihr, das Gebäude sei so alt, wenn sie ein Buch bestellen wolle, werde es per Flaschenzug geholt.

Sie sah ihn von der Seite an. »Ein Flaschenzug?«, sagte sie. »Was Moderneres gibt es nicht?«

Er lachte. »Woanders vielleicht schon«, sagte er. »Aber ich weiß nicht, ich finde es ganz charmant.«

Sie nickte. Ja, es *war* charmant.

Als sie hinausgingen, um sich auf die Treppenstufen zu setzen, vermisste sie bereits den Geruch im Inneren, eine Mischung aus Vanille, Mandeln und ein bisschen Staub. Aber es hatte auch etwas Befreiendes, wieder draußen zu sein und die Sonne und den Wind zu spüren. Sie hatte gefürchtet, die hoch konzentrierten Menschen drinnen würden auf sie losgehen, wenn sie hustete oder nieste.

»Manchmal gehe ich auch zur Library for the Performing Arts im Lincoln Center«, sagte er, »und gucke mir aufgezeichnete Tanzaufführungen mit Kopfhörern an oder so. Da kannst du den Rest der Welt einen Moment lang komplett ausblenden.«

»Ich liebe Tanz«, sagte sie. »Ich habe noch nie irgendjemanden gesehen, der traurig aussieht, wenn er zum richtigen Rhythmus tanzt.«

»Wohl wahr«, sagte er. »Das will ich werden. Tänzer. Und Vater. Und wenn ich es zu ein bisschen Geld bringe, kaufe ich irgendwo ein Haus.«

Das Eis schmolz rasch. Obwohl noch zwei ordentliche Happen übrig waren, schlang sie alles auf einmal hinunter und leckte sich einen weißen Vanilletropfen vom Daumen. Sie hob den Kopf, um zu sehen, ob Hector es mitbekommen hatte. Das hatte er, und jetzt blähten sich ihre Wangen. »Was für ein Haus?«, sagte sie mit vollem Mund.

»Ha!«, sagte er. »Das Gute daran, kein Geld zu haben, ist, dass du dir erträumen kannst, was du willst, weil es sowieso ein Traum bleibt. Also würde ich sagen, ein Strandhaus mit einer Veranda, um draußen Domino zu spielen. Oder vielleicht eine Hütte in den Poconos. Lernen, wie man Holz hackt und ein Feuer macht, und zum Abendessen so viele Marshmallows rösten, dass man für den Rest seines Lebens genug davon hat.«

»Ein Penthouse direkt an der Madison Avenue«, sagte sie. »Komplett verglast.«

»Mit einer Marmorsauna in Schlafzimmergröße«, sagte er.

»Und einem Fahrer.«

»Ja«, sagte er. »Man müsste immer viel unterwegs sein. Ein Fahrer ist unverzichtbar.«

* * *

Nachts im Bett fuhr sie mit den Fingern seine Tätowierung ab. Es war ein Schrägstrich, ein daumengroßes / zwischen Hüfte und Achselhöhle. Ihr Kopf lag auf seiner Schulter, und sein Blick war zur Decke gerichtet, aber sie sah, dass er leicht zusammenzuckte. »Habe ich dir wehgetan?«, fragte sie. »Also, tut das weh, wenn ich dein Tattoo berühre?«

»Das ist es nicht«, sagte er. »Da hängen nur Erinnerungen dran. Ich habe es mir zusammen mit meinem Ex stechen lassen. Es ist nichts, vergiss es einfach.«

»Ah.«

»Mir gefällt der Klang von diesem ‚Ah‘ nicht.«

Sie wusste nicht, warum sie so reagierte, so eiskalt. Ihr musste natürlich klar gewesen sein, dass er vor ihr schon Beziehungen gehabt hatte, aber warum hatte er das Thema anschneiden müssen? Ihr Herz flatterte ein wenig. Sie setzte sich auf und griff nach ihrer Schachtel Newports, die in Bettnähe auf dem Boden lag.

»Eine gemeinsame Tätowierung ist eine verdammt große Sache«, sagte sie. »Man hat sie für immer auf seinem Körper.«

»Du weißt doch, wie das manchmal ist, Girlfriend«, sagte er.

»Ja, weiß ich das?«, sagte sie. Das Nikotin stieg ihr beim ersten Zug in den Kopf und machte ihn klar. »Was soll das überhaupt heißen, ich weiß, wie das manchmal ist?«

»Keine Ahnung«, sagte er.

Sie sagte ihm, sie sei selbst überrascht über ihr Verhalten. Vielleicht sei es ein Zeichen, dass er ihr mehr am Herzen liege als gedacht. »Und was, wenn du mich verlässt und wieder zu deinem Ex

zurückgehst?«, sagte sie. Sie zählte in Gedanken: Da war Kevin gewesen, Jaime, das eine oder andere unbedeutende kleine Techtelmechtel.

»Das wird nicht passieren«, sagte er.

»Du bist so ein Charmeur«, sagte sie. Er beugte sich herüber, um an ihrer Zigarette zu ziehen. Sie verdrehte die Augen und streckte die Hand aus, sodass er die Zigarette mit den Lippen erreichte, ohne sich den Hals zu brechen.

»Tyler ist nicht mehr in New York«, sagte er.

»Aber du hast ihn geliebt?«, fragte sie. Die Zigarette war beinahe aufgeraucht.

»Klar habe ich das«, sagte er. »Aber es ist ja nicht so, als hätten wir nur genug Liebe für einen einzigen Menschen in uns. Man kann im Laufe der Zeit mehrere Menschen lieben. Wenn du mich fragst, finde ich, jede Liebe fühlt sich anders an, sieht anders aus, klingt anders.«

Angel nickte und drückte die Zigarette in den gläsernen Aschenbecher. Sie wollte Hector nicht erzählen, dass sie noch nie jemanden richtig geliebt hatte. Es hatte Flirts gegeben, aber niemand hatte in ihr den Wunsch geweckt, auf die Straße hinauszurennen und es in den Himmel zu schreien.

»Ich habe gar keine Tattoos«, sagte sie. Sie stand auf und drehte sich langsam im Kreis, damit sein Blick jeden Zentimeter ihres Körpers einfangen konnte. »Aber eines Tages vielleicht.«

* * *

Nachts vor dem Einschlafen flüsterte er in ihre Halskuhle: *Komm schon, Angel. Denk einfach mal drüber nach.* Er wollte in der Ballroom-Szene ein Haus eröffnen. Er würde der Vater sein und sie die Mutter. Ein reines Latina-Haus. *Was, wenn sie nicht wissen, wohin sie gehen sollen? Oder zu wem?* So wie die Schwarzen von der Paradise Garage. Und die weißen Queens, die bis nach Long Island rausfahren. *Scheiße, ohne Auto sind wir da völlig außen vor.* Ihr gefiel der Gedanke, aber sie wusste, es war eine große Verantwortung, Mutter

zu sein. Zumindest eine gute Mutter, die Liebe und Wertschätzung kannte. Nicht dass sie es eilig gehabt hätte, die Fehler ihrer eigenen Mutter zu wiederholen, weshalb sie es lieber erst einmal ruhig angehen ließ.

Dann heiratete Prinzessin Diana. Angel war frühmorgens wach und klebte vor dem Fernseher, als würde der Schwule Weihnachtsmann die Welt mit Diamanten überschütten. Sie saßen in Hectors Zimmer auf dem Fußboden, und er hatte den Arm um sie gelegt. Sie sah Diana mit ihrer superlangen Schleppe aus elfenbeinfarbenem Taft und antiker Spitze zum Altar gehen. Lady Dis Schönheit überwältigte sie so sehr, dass sie weinen musste. Sie dachte an all die Hände, die voller Liebe und Bewunderung die Tausenden von Perlen und Pailletten aufgenäht hatten, damit Diana ihrem Volk zuwinken konnte.

»Siehst du?«, sagte Hector. »Diana ist eine angehende Mutter von diesem Haus.«

»Das ist sie«, sagte Angel. »Das wird sie sein.«

Hector sah sich den gesamten Festzug an, obwohl er erklärte, er finde ihn zu steif. Sie aßen ihre Schüsseln mit Cheerios leer und tranken ihre Gläser mit Orangensaft aus, und Hector trocknete ihr mit dem Saum seines weißen Pyjamaoberteils die Tränen.

»Ich habe eine Idee«, sagte Hector. »Wir brezeln uns auf und gehen zu Saks.«

Angel schürzte die Lippen, wie um zu sagen: Wozu? Was sollten wir zwei schon in der Fifth Avenue kaufen, du Träumer?

»Ein Schaufensterbummel«, sagte er. »No sé – wir könnten ein paar Sachen ausprobieren, uns ein bisschen im Spiegel angucken. Die Spiegel bei Saks sind Zauberspiegel, weißt du.«

»Sind sie aus Kristall?«, fragte sie, und Hector lachte.

»Nein, wobei das wirklich scharf wäre«, sagte er. »Kein Kristall, aber man sieht darin total glamourös aus.«

»Aber«, sagte sie, »die eigentliche Frage ist doch: Haben sie Kleider mit von Hand aufgenähten Perlen?«

Sie beschlossen, dass sie sich so anständig wie möglich anziehen mussten. Hector durchkämmte seinen Schrank nach seinem alten

Anzug, den er vor ein paar Jahren für eine Hochzeit gekauft hatte. Er machte sich die Haare nass, kämmte sie zur Seite und sprühte Haarspray darauf, bis sie hart wurden. Angel wählte den einfachen Weg – ein durchgeknöpftes Kleid mit Zebra-Muster und dicken grünen Knöpfen und dazu ein seidenes Halstuch für den gewissen Pfiff.

Sie fuhren von Hectors Wohnung in der Alphabet Street aus mit dem Bus nach Uptown. Schon das Erdgeschoss des Kaufhauses war göttlich. Die Menschenmenge bestand vor allem aus eleganten Frauen und weniger eleganten Touristen, die allesamt bereits gut gefüllte Einkaufstüten umklammert hielten. Die Parfumproben verteilenden Mädchen sahen hungrig aus, die attraktiven Anzugsträger standen nur in ihren Ecken – die klackernden Absätze, das auf dem gebohnerten Fußboden schimmernde Licht. Angel wurde schwindelig. Es kam ihr vor, als beträte sie eine Ralph-Lauren-Werbung in der *Vogue*, nur dass die Leute hier nicht aussahen, als könnten sie jeden Moment aufs Pferd springen und eine Runde Polo spielen.

»Ach du Scheiße«, sagte Hector. »Die Frau da trägt ein hundertprozentiges *Saga-nishiki*-Outfit, siehst du das?«

»Ja«, sagte Angel. Allerdings sah sie es. »Und ich will ihr meine Nummer geben, damit wir Freundinnen werden können.« Die Frau musste in ihren Fünfigern sein und hatte die straffste Haut, die Angel je gesehen hatte. Sie trug blauen Lidschatten, ihre Frisur schrie Madison Avenue, und ihre Augenbrauen waren in einem Ausdruck anhaltenden Erstaunens erhoben, so als würde die Welt sie pausenlos mit angenehmen Überraschungen überhäufen. Sie wirkte wie eine Frau, die genug Wasser trank.

Und dieser *Saga-nishiki*-Blazer mit den Goldknöpfen! Er hätte direkt aus dem Kostümfundus der Met stammen können. Die Frau ging genau an ihnen vorbei, und Angel konnte ihr Parfum riechen, irgendetwas Blumiges, vielleicht aus Paris oder Mailand – irgend einem Ort, der weit von dort entfernt war, wo Angel gerade stand.

Als Angel sich umschaute, erst nach Hector, der am Guerlain-Stand haltgemacht hatte, um irgendeinen grünen Herren-

duft zu testen, und dann nach den anderen Frauen mit Seidentüchern um den Hals, kam ihr plötzlich alles falsch vor. Angels Tuch war nicht von Gucci, nicht von Fendi, Dior oder Chanel. Es war irgendein Polyesterdreck, den sie downtown in einer billigen Boutique gekauft hatte. Alles war falsch. Sie würden enttarnt werden. Man würde sie als genau das erkennen, was sie waren – zwei arme puerto-ricanische Jungs, die sich kaum ein Drei-Gänge-Menü in Midtown leisten konnten, von einem Saks-Hemd ganz zu schweigen. Als sie mit der Rolltreppe nach oben fuhr, wurde ihr bewusst, dass sie sich nicht einmal die Schlüpfer hätte leisten können. Was hatten sie sich nur dabei gedacht? Wem wollten sie etwas vormachen?

Sie fuhren in den ersten Stock. Hector nahm sie bei der Hand und führte sie zu seiner Lieblingsabteilung: den Chanel-Kostümen. Es gab für jedes Modelabel eine Art eigene kleine Mini-Boutique. Hinter dem Tresen stand eine Frau in einem Kostüm, das vermutlich von Chanel war, und las in einem riesigen Aktenordner. Sie hatte einen Stift in der Hand, schrieb aber nichts. Mit ihren langen weißen Handschuhen und der langen Perlenkette erschien sie Angel wie eine lebendige Schaufensterpuppe. Sie war dünn und elegant, verströmte die Aura von Audrey Hepburn um 1961 herum.

Hector flüsterte Angel etwas ins Ohr. Die Anweisung war simpel: Sie sollte sich irgendein Kostüm aussuchen, und er würde es ihr kaufen.

»Bist du loco?«, sagte sie. »Hast du vollkommen den Verstand verloren?«

»Ein neues Outfit für die Mutter unseres Hauses?«, sagte er.

»Von welchem Geld denn?«

»¿Qué dices?«, sagte er. »Ich arbeite. Ich bekomme Geld. Willst du nicht bei Dorian reinkommen und es in die Szene schaffen?«

Damit hatte Hector nicht ganz unrecht. Dorian legte Wert darauf, dass man seine Kleider kaufte, statt sie zu klauen wie einige der anderen Girls. Wie die *meisten* anderen Girls. Dorians Regeln waren einfach: Wenn du es nicht selbst mit Stoffen aus dem

Garment District nähen kannst, musst du es kaufen. Sei nicht würdelos und stiehl es, denn gestohlene Kleider standen einem niemals gut.

Angel entschied sich für eine Jacke mit schwarz-weißem Fischgrätenmuster und komplett weißem Kragen und einen langen schwarzen Seidenschlips, der über die ganze Brust reichte. Es gab einen passenden, etwa knielangen Rock, aber sie würde ihn erst anprobieren müssen. Sie sah sich schon mit weißen Handschuhen und einer langen Zigarettenspitze wie in *Frühstück bei Tiffany* vor dem Eiffelturm stehen.

Als Angel den Blick der Verkäuferin suchte, um nach einer freien Umkleidekabine zu fragen, merkte sie, dass die Frau ihnen keinerlei Beachtung schenkte. Sie musste entschieden haben, dachte Angel, dass sie ohnehin nichts kaufen würden. Angel hatte doch recht gehabt. Diese Verkäuferin hatte sie durchschaut. Sie hatte gespürt, dass Angel kein Junge war, der vor dem Eiffelturm ein schwarz-weißes Fischgräten-Kostüm tragen konnte.

Hector schaffte es, die Aufmerksamkeit der Verkäuferin zu gewinnen, und sie kam herüber, um die Tür aufzuschließen. Sie warf Angel einen stummen Seitenblick zu, die Augenbrauen zweifelnd hochgezogen. Der Blick war so kurz gewesen, dass Angel sich nicht einmal sicher war, ob er stattgefunden hatte. Wütend schälte sich Angel aus ihren Klamotten und zog die Chanel-Sachen an. Dass die Frau an ihr zweifelte, ließ sie das Kostüm nur noch mehr wollen, um es tragen und damit jedem, der ihr dumm kam, den Mittelfinger entgegenstrecken zu können.

Sie betrachtete sich im Spiegel und empfand, was ihrer Vermutung nach wohl jede zukünftige Braut auf der Welt empfand, wenn sie sich zum ersten Mal in ihrem Hochzeitskleid sah. Das Gefühl, dass dieses Outfit in dem Moment, in dem sie den Geburtskanal verlassen hatte, vom Universum für sie ausgewählt worden war.

Sie strich den Stoff glatt, der sich unter ihren Achselhöhlen bauschte. Er fühlte sich unter ihren Fingern weich und geschmeidig an. Sie setzte ihre Sonnenbrille auf und winkte einer imaginären

Fanschar zu. Sah sie wie Lady Di aus? *Nein*, dachte sie, aber sie versprühte die gleiche Energie.

Problematisch wurde es an der Kasse. »Ist schon okay«, flüsterte sie Hector zu, der die fünf Hunderter mehrfach abzählte, als läge irgendein Irrtum vor. Er hatte nicht genügend Bargeld dabei.

»Es ist wirklich okay, Babe«, sagte sie noch einmal. »Ich brauche das nicht.« Sie versuchte es so sanft wie möglich zu sagen, so als wären die Worte nicht nur für Hector bestimmt, sondern auch für die Verkäuferin, die wirklich zu bedauern schien, dass sie ihnen das Chanel-Kostüm nicht verkaufen konnte. Der Verkäuferin schien es beinahe selbst peinlich zu sein, so als hätte man sie bei einer feierlichen Gala dabei ertappt, wie sie mit den Händen aß.

Sie bestiegen die Rolltreppe, die sie wieder ins Erdgeschoss bringen würde. »Es ist nicht okay«, sagte Hector. »Ich wollte es für dich kaufen.«

»Ich gehe einfach in den Garment District und nähe mir selber eins«, sagte sie. »Ich mach dir jederzeit die Diana, mit oder ohne Coco Chanel auf meiner Seite.«

Die Stufen der Rolltreppe verschwanden im Boden, und sie mussten ihre Schritte neu ausrichten.

Hector bestand darauf, dass sie nicht mit leeren Händen gingen; er ging zum Tresen und kaufte etwas, das er sich leisten konnte. Als sie die Flasche ins Licht hielt, sah das Parfum darin wie geschmolzenes, durchscheinendes Gold aus. Chanel No. 5. Das Glas war dicht, unzerbrechlich, mit einem Sprühaufsatz, der einem riesigen Kristall glich.

Ich habe doch gesagt, du bekommst Chanel von mir, oder?

Angel würde diese Worte wieder und wieder im Geist abspulen, während die Jahre vorbeizogen, während alles und jeder vor ihr vorbeizog. Als sie damals durch die Tür ging, die kleine Papiertüte in der Hand, auf der elegant wie mit Tinte auf Knochen *Saks Fifth Avenue* geschrieben stand, wusste sie es nicht, aber sie würde vor jeder Beerdigung, die sie besuchte, dieses Glasfläschchen zur Hand nehmen und sich etwas davon auf ihren Hals und die Handgelenke spritzen. Jahre später würde es ihr Ziel sein, dass der Inhalt dieser

Flasche nie zur Neige ging. Denn sie wollte nicht darüber nachdenken, was es bedeutet hätte, wenn dieses unzerbrechliche Glas schließlich leer gewesen wäre.

HECTOR 1978

Er lernte Tyler beim Tanzen kennen. Tyler war eine wunderschöne, muskulöse, tuntige Queen, die neben Hector an der Barre übte. Der Mann kam schneller in die fünfte Grundposition, als Hector es je gesehen hatte. Seine Allongés ließen Hector seine eigenen Begierlichkeiten hinterfragen. Er wusste nicht, ob er Neid oder Lust oder beides empfand.

Sie übten jede Woche nebeneinander. Dehnen, Hüfte öffnen, das ganze Programm. Aus dem Fenster blickte man auf das Ziegelgebäude auf der anderen Straßenseite, und Hectors Augen wanderten von Barre zu Bauwerk zu Boy. Wie hätten sie das auch nicht tun können? Tylers Körper bestand aus festen Muskeln. Goldohrering. Schnäuzer.

Ihre Lehrerin war in der Martha-Graham-Methode geschult. Sie war eine Russin mittleren Alters namens Katya, deren Leggings den Blick auf eine ganze Reihe von Hühneraugen, Blasen und Hautrissen freigab. Manchmal musste Hector auf ihre Füße starren, die an all das Schreckliche gemahnten, das dem menschlichen Körper widerfahren konnte. Doch sie störte sich offenbar nicht daran. Sie schien sie zu tragen wie Ehrenabzeichen für jeden einzelnen Schlag, den ihre Füße im Laufe der Jahre hatten einstecken müssen. Hector achtete darauf, dass sie seine Blicke nicht bemerkte, aus Angst vor der Standpauke, die sie ihm sonst mit Sicherheit halten würde. Er hatte sich auf seinen eigenen Körper zu konzentrieren.

»So, Kinder, jetzt geht es zur Mitte«, rief Katya. »Ich will, dass ihr die innere Energie eurer Vagina bündelt und jeté, jeté, jeté. Bündeln!«